

6. Die Wachsamten, die ›Gefährlichen‹ und die Ästhetik der Gefährlichkeit

Dieses Kapitel ist ganz den Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften gewidmet, die sich anhand des empirischen Materials ausmachen lassen, das ich von Januar bis Mai 2009 überwiegend in Bo Town gesammelt habe. Auf ihrer Grundlage wird als zentrales Ergebnis dieses Kapitels eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen präsentiert. Im ersten Teil des Kapitels werden Gewalterwartungen sowie ihre politischen, sicherheitsstrukturellen und sozio-ökonomischen Kontexte beschrieben. Im zweiten Teil liegt der Fokus auf ›gefährlichen jungen Männern‹, die für gewaltbereit gehalten werden und die in einigen wenigen Fällen eingeräumt haben, in der Tat gewaltbereit zu sein. Im dritten und letzten Teil des Kapitels wird dargestellt, was für unfriedliche Beziehungen sich auf Basis des gesammelten empirischen Materials in Form (zwischen wem?) und Inhalt (worum geht es?) empirisch definieren lassen. Ein zentraler Bestandteil der empirischen Definition ist die Beschreibung einer speziellen *Ästhetik der Gefährlichkeit*, über die Gewaltbereite ›erkannt‹ und an der Gewalterwartungen und alltägliche Wachsamkeit intuitiv ausgerichtet werden. Die Ästhetik der Gefährlichkeit nimmt so eine Art Vermittlerrolle zwischen Form und Inhalt ein und sorgt dafür, dass nicht nur und noch nicht einmal in erster Linie ehemalige Kämpfer für gewaltbereit gehalten werden; und das, obwohl die Gewalterwartungen inhaltlich vor allem auf ehemalige Kämpfer bezogen sind.

Um mit meinen Darstellungen keinen verzerrten Eindruck entstehen zu lassen, muss hier allerdings gleich zu Beginn klargestellt werden, dass Gewalterwartungen nur einen und meist noch nicht einmal den drängendsten Teil der Sorgen ausmachen, die das alltägliche Leben und Überleben im Nachkriegskontext prägen. Auch Hunger ist in Nachkriegs-Sierra Leone für die meisten ein alltäglicher Begleiter oder zumindest eine alltägliche Sorge. Zwar herrscht nicht die Art von Hungerkatastrophe, die zeitlich konzentriert das Leben von Millionen Menschen bedroht und so zumindest zeitweise weltweite Aufmerksamkeit erregen kann; aber nichtsdestotrotz sind Lebensmittel in den meisten Haushalten ständig knapp und selbst nur eine sättigende Mahlzeit pro Tag ist für viele keine

Selbstverständlichkeit. Noch dazu stellen ›eigentlich‹ längst heilbare oder ganz vermeidbare Krankheiten existenzielle Bedrohungen dar. Malaria, Typhus und Entzündungen aller Art sind weit verbreitet und nehmen in Kombination mit Mangel- und Unterernährung und mangelndem (beziehungsweise teurem) Zugang zu medizinischer Versorgung alltäglich tödliche Ausgänge; gerade die Mütter- und Kleinkindersterblichkeitsraten in Sierra Leone sind weltweit mit die höchsten (vgl. etwa Poate u.a. 2008: 6-7; Médecins sans Frontières 2012: 8; UNDP 2013a: 146, 160, 169). Zugleich ist davon auszugehen, dass die verfügbaren Dokumentationen dem tatsächlichen Ausmaß des Sterbens an ›eigentlich‹ leicht behandelbaren Krankheiten, Geburtskomplikationen und Entzündungen noch nicht einmal gerecht werden, da viele Opfer wohl gar nicht erst erfasst und gezählt werden. In Bo Town ging während meines Forschungsaufenthalts ein makabrer Scherz um, in dem es hieß, es sei auf dem Friedhof zu Schlägereien gekommen, weil der Platz für die Toten allmählich knapp werde; und dies, so ließe sich hinzufügen, sogar ganz ohne Krieg.

Auch das Leben und Überleben im Nachkriegskontext unterscheidet sich somit grundlegend von dem Leben mit Notrufnummern, Gesundheitsversorgung und zumindest die physische Existenz sichernder Sozialhilfe, an das ›wir‹ im Westen überwiegend gewöhnt sind. Noch dazu wird diese Unterschiedlichkeit der Lebensbedingungen, die sich unmittelbar auf der Ebene der Existenz manifestiert (vgl. Duffield 2008: 151), in westlich dominierten Diskursen über Armut und Unterentwicklung meist noch nicht einmal thematisiert. Die Radikalität dieser Unterschiedlichkeit bleibt tendenziell unsichtbar beziehungsweise kommt nur selten voll zu Bewusstsein. Während eine weitreichende Absicherung wenigstens der physischen Existenz im Westen beziehungsweise im Hinblick auf westliches Leben als das selbstverständliche Mindestmaß guter Politik gilt (was allerdings noch nicht bedeutet, dass dieses Mindestmaß immer und für alle gleichermaßen auch tatsächlich hergestellt wird), gilt es als unvermeidlich und ein gutes Stück weit schlicht als normal, dass das Leben im globalen Süden unversichert, also radikaler Eigenverantwortlichkeit überlassen ist und bleibt; zumal in besonderen Notfällen ja über die humanitäre Hilfsindustrie sporadisch eingegriffen wird und über Entwicklungshilfe basale Verbesserungen geschaffen werden (sollen), welche die Lebens- und Überlebenschancen unter unversicherten Bedingungen erhöhen (vgl. Duffield 2007: 67ff.).

Meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner haben hingegen unmissverständlich deutlich gemacht, dass sie selbst ihre Lebensbedingungen keinesfalls für normal, sondern für eine leidvolle Zumutung halten. Die Friseurin Adama, die sich selbst und ihren zwei Kindern mit ihrem Einkommen ›immerhin‹ ein Dach über dem Kopf (ein winziges gemietetes Zimmer) und eine gehaltvolle Mahlzeit pro Tag ermöglichen konnte, erklärte beispielweise:

»Ants eat us. Mosquitoes bite us. All kinds of bad things enter our bodies. This is why we are sick all the time. Ants eat us and we don't know what kinds of sickness they give us. Cock-

roaches eat our food and then we eat the food. Why eat something that the cockroaches have already eaten? Because there is no other way. We are suffering. The poverty is too much.« (Interview, 03.05.2009)

Der arbeitslose junge Mann Dumbuya bezeichnete das Ringen mit Hunger und Krankheit als »den echten Krieg«, der in Sierra Leone nach wie vor ausgetragen werde:

»We sometimes think that we have peace in Sierra Leone, but we are really still fighting war. And this war that we are fighting now is the real war, because people cannot even eat twice per day, there are no jobs, there is no health care. [...] And then they say we have peace. But we don't have food to eat.« (Interview, 02.04.2009)

Nur zur ungefähren Veranschaulichung: Den verfügbaren Erhebungen zufolge haben mehr als 50 Prozent der sierra-leonischen Bevölkerung pro Tag weniger als 1,25 US-Dollar (vgl. UNDP 2013a: 160) oder, auf dem Wechselkursniveau vom Frühjahr 2009, weniger als 3.500 Leones zur Verfügung. Separat für die Städte betrachtet, in denen Nahrungsmittel das ganze Jahr über alltäglich gekauft werden müssen und in denen es im Vergleich zu ländlichen Gebieten aber auch mehr Möglichkeiten gibt, jeden Tag zumindest etwas Geld zu verdienen oder im Notfall auszuleihen, trifft dies zwar mit Sicherheit auf einen geringeren Prozentsatz zu; allerdings kostete im Frühjahr 2009 allein eine Mahlzeit – in der Regel bestehend aus Reis mit Öl, Gemüsesoße und etwas Fisch – in den zahlreichen Garküchen (*cookery*) von Bo Town auch bereits 2.500 bis 3.000 Leones. Die Garküchen werden vor allem von denjenigen frequentiert, die es sich nicht leisten können, alle nötigen Zutaten plus Kohle oder Feuerholz für eine einzelne Mahlzeit einzukaufen und die häufig selbst gar keine Kochutensilien besitzen – wie beispielsweise arbeitslose junge Männer, die sich mit Gelegenheitsjobs durchzuschlagen versuchen; ihr Tageseinkommen (so sie ein Tageseinkommen haben) ist mit einer Mahlzeit oft bereits aufgebraucht.¹ Um eine selbstgekochte Mahlzeit für eine fünfköpfige Familie (beziehungsweise für meine Mitbewohner und mich) zubereiten zu können, waren im Frühjahr 2009 etwa 10.000 Leones als absolutes Minimum nötig. Aufgrund von Inflation und steigenden Weltmarktpreisen für Reis sind die Lebensmittelpreise in Sierra Leone seit 2009 sogar noch deutlich gestiegen.² Dennoch ist Unter- und Mangelernährung auf dem Land wohl noch

1 | In größeren Städten, in denen es viele arbeitslose junge Männer gibt, die nicht fest zu einem Haushalt gehören, in dem sie im Austausch gegen Hilfsarbeiten mitversorgt werden, ist der Verkauf von bereits zubereitetem Essen für Mädchen und Frauen, die über das nötige Startkapital verfügen, somit eine einträgliche Erwerbsmöglichkeit. Die Lebenssituation arbeitsloser junger Männer stelle ich im Verlauf des Kapitels noch ausführlich dar.

2 | In Telefonaten mit Freunden und Bekannten in Sierra Leone sind die steigenden Lebensmittelpreise stets ein zentrales Thema. Der Preis für eine Tasse Reis hat sich seit Mai 2009 beispielsweise nahezu verdoppelt.

deutlich weiter verbreitet als in den Städten, da nach der Ernte angelegte Vorräte selten für das ganze Jahr ausreichen und oft nicht nur wenig, sondern gar kein Geld zur Verfügung steht, um den Mangel an Vorräten auszugleichen (vgl. etwa Binns/Maconachie 2005: 74). Laut einer Meldung der internationalen NGO *Action Against Hunger* (2009) waren beispielsweise im ländlichen Moyamba Distrikt im Dezember 2009 knapp vier Prozent der Kleinkinder akut lebensgefährlich unternährt. Die Zahl derjenigen, die »nur« gesundheitsgefährdend und entwicklungshemmend unterernährt waren und sind, dürfte um ein vielfaches höher liegen.

Für diese Zustände werden in Sierra Leone in erster Linie korrupte Machтелиen – insbesondere Regierungsmitglieder, aber auch beispielsweise korrupte Führungskräfte lokaler NGOs – verantwortlich gemacht, die sich an internationalen Gebergeldern bereichern, statt sie einzusetzen, um Entwicklung (*development*) zu schaffen. Die Friseurin Adama erklärte beispielsweise: »You [auf Krio im Plural *una*, gemeint war »ihr Weißen« oder »ihr Leute aus der westlichen Welt«, Anm. A.M.] *have to help us in this country! But it will not be easy. Because any president that we have will first help himself before he helps the nation.*« (Interview, 03.05.2009) Aber auch internationale Geber und ihr Personal vor Ort werden dafür kritisiert, dass sie korrupten Politikern und NGO-Betreibern immer wieder Gelder anvertrauen. Ein Vertreter der Gewerkschaft der Kleinhändler in Bo Town kritisierte etwa:

»When the help arrives, they [internationale Geber beziehungsweise deren Personal vor Ort, Anm. A.M.] don't put mechanisms in place to monitor whether or not the whole thing works. They don't go beyond Freetown, they stop in the big hotels. [...] The politicians take all the money and then go to where the money is coming from. They go and build mighty houses in England, go build mighty houses in America. And that is where the money is coming from anyway.« (Gruppeninterview mit Gewerkschaftlern, 29.03.2009)

Außerdem wurde mir häufig erklärt, auch »einfache« Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner, die zumindest im Kleinen eigentlich die Möglichkeit hätten, andere zu fördern und etwas für die Entwicklung des Landes zu tun, würden dies viel zu selten umsetzen. Der Journalist Bockarie formulierte dies folgendermaßen: *»We don't like ourselves and we don't like the country. That is the problem. That is the major problem. If we liked the country and if we liked ourselves, really, we would see development.«* (Interview 20.04.2009) Arbeitslose junge Männer führten als Beispiel an, dass Hilfskräfte oder Auszubildende oft nur eine magere oder sogar gar keine Bezahlung erhalten. In einem Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern stellte einer der Teilnehmer die Situation aus seiner Sicht der Arbeitgeberperspektive folgendermaßen dar:

»If I open a garage [Reparaturwerkstatt, Anm. A.M.] and I am the bossman I don't do anything. If this man [er zeigt auf seinen Sitznachbarn, Anm. A.M.] comes to me and says he wants to learn how to do the work, everything he earns he has to hand over to me right away. So me, I just sit down and relax. Sometimes this man will not even be able to make

2000 *Leones from morning until evening.*« (Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern, 27.02.2009)

Obwohl ich von Hunger, Krankheit, tiefer Frustration und wütender Unzufriedenheit während meiner Feldforschung nicht überrascht wurde – immerhin war mir auch zuvor schon klar gewesen, dass Sierra Leone ein ›armes Land‹ ist – muss ich doch zugeben, dass ich mir vor der Feldforschung über leidvolle Lebensbedingungen, die sowohl in westlichen Diskursen als auch in Sierra Leone zusammenfassend ›Armut‹ beziehungsweise *poverty* genannt werden, kaum Gedanken gemacht hatte. Und zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich, *wenn* ich mir im Vorfeld Gedanken über Armut gemacht hatte, in erster Linie darum besorgt gewesen war, dass meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner so sehr mit ihrer Armut beschäftigt sein würden, dass sie sich gar nicht mit mir über Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften unterhalten wollen würden. Oder noch anders formuliert: Ich hatte befürchtet, dass es ihnen an Zeit und Geduld fehlen würde, sich auf mein Interesse an Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften einzulassen. Dabei war ich ganz selbstverständlich und ohne auch nur weiter darüber nachzudenken davon ausgegangen, dass Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften dennoch definitiv wichtigere und drängendere Probleme als Armut darstellen. Erst der intensive Kontakt mit meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern hat mich von dieser Scheuklappenperspektive befreit. Umso mehr habe ich dann im Verlauf der Feldforschung, bei der Auswertung des gesammelten empirischen Materials und schließlich bei der Niederschrift mit dem Bedürfnis gehadert, mein auf unfriedliche Beziehungen fokussiertes Forschungsinteresse auszuweiten, um Armut ausführlicher erforschen und darstellen zu können. Allein unter meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern bin ich Armut zudem in so vielen Varianten begegnet, die mit so vielen Bewältigungstaktiken und Überwindungshoffnungen einhergehen, dass ›Armut‹ ihnen allenfalls als grober und letztlich wenig aussagekräftiger Oberbegriff gerecht werden kann. Die konkreten ›Armuts‹-Lagen variieren beispielsweise von der Not der Lehrerin, deren Gehalt nicht regelmäßig ausgezahlt wird und ohnehin nur gerade so für alltäglich anfallende Ausgaben, nicht aber für teure Medikamente und ärztliche Behandlungen ausreicht, bis hin zu der alltäglichen Misere arbeitsloser junger Männer, die nach dem Aufstehen oft nicht wissen, wie sie an diesem Tag zu einer Mahlzeit kommen sollen. Letzten Endes habe ich mich dennoch – zum einen aus Zeitmangel und zum anderen, um die Übersichtlichkeit der vorliegenden Arbeit zu gewährleisten – gegen eine Ausweitung meines Forschungsfokus entschieden; dies aber eben nur aus arbeitspragmatischen und formalen Gründen und keinesfalls, weil Armut für ein umfassendes Verständnis des Lebens und Überlebens in Nachkriegs-Sierra Leone weniger wichtig wäre als unfriedliche Beziehungen, die hier aber eben im Fokus stehen. Armut wird deshalb im Folgenden nur insoweit thematisiert, wie es zum Verständnis von Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften beiträgt.

Ebenfalls nicht Gegenstand dieses Kapitels ist die alltägliche Gewalt gegen Frauen und Kinder, die, solange sie von Eltern, anderen Erziehungsberechtigten oder von männlichen Versorgern ›maßvoll‹ ausgeführt wird, in Sierra Leone überwiegend als legitim angesehen wird (vgl. ähnlich UN Population Fund 2005: 9-10, 30). Auf sie bezogene Erwartungen und Bereitschaften können somit nicht in eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen einfließen, da das Konzept unfriedlicher Beziehungen explizit nur auf Erwartungen von und Bereitschaften zu empirisch illegitimer Gewalt ausgerichtet ist (siehe oben 3.5).

In jedem Fall aber ist »*I will beat you!*« eine Androhung, die Frauen und Kindern gegenüber routinemäßig ausgestoßen wird und die mal liebevoll-scherzhaft, oft aber auch bitterernst gemeint ist und dann drastisch in die Tat umgesetzt wird. Die Schläge ihrer Männer werden von Frauen nicht selten als *sign of love* interpretiert. Es heißt dann: Wenn er mich nicht schlägt, dann liebt er mich auch nicht.³ Khadija, eine Studentin, mit der ich in Bo Town zusammengewohnt habe, zeigte mir beispielsweise gleich an unserem dritten gemeinsamen Abend stolz die Striemen, welche die Schläge (Gürtelhiebe) ihres wohlhabenden *boyfriend*, der sowohl ihr eigenes Studium als auch das ihres Bruders Alex finanzierte,⁴ hinterlassen hatten. Mein Erschrecken amüsierte sie und sie erklärte, die Striemen würden nur zeigen, wie sehr der Mann sie liebe. Bei weißen Männern möge dies anders sein, bei schwarzen Männern sei es jedoch ganz normal, dass sie die Frauen, die sie lieben, gegebenenfalls züchtigen; etwa wenn sie ihnen Anlass zu Eifersucht geben, wenn sie ihnen nicht den angemessenen Respekt entgegenbringen, wenn sie hausfraulichen Pflichten nicht nachkommen oder wenn sie sich ihnen sexuell verweigern. Diese Aufzählung stammt nicht nur aus Gesprächen mit Khadija, sie wurde auch in vielen weiteren Gesprächen wiederholt, die ich mit Frauen und auch mit Männern über *gender* – wie der ›Themenbereich‹ in Anlehnung an geberfinanzierte Aufklärungskampagnen von vielen zusammengefasst wird – geführt habe.

Geberfinanzierte Aufklärungskampagnen gegen Gewalt und über die Rechte von Frauen und Kindern, die in Sierra Leone seit Kriegsende massenhaft durch-

3 | Ähnliche Darstellungen wurden auch in Gruppeninterviews dokumentiert, die für einen Report des *United Nations Population Fund* über Gewalt gegen Frauen und Mädchen in Nachkriegs-Sierra Leone durchgeführt worden sind (vgl. UN Population Fund 2005: 9-10).

4 | Dass Mädchen und junge Frauen sich ihre Bildung über Liebhaber finanzieren, die häufig nicht nur sie, sondern auch ihre Familien finanziell unterstützen, wird als normal und akzeptabel angesehen. Solche Beziehungen sind meist nicht rein kommerziell, sondern beruhen durchaus auch auf gegenseitiger Zuneigung – wären in den meisten Fällen aber ohne materielle Anreize nicht zustande gekommen. Bezahlte Arbeit ist in Sierra Leone schwer zu finden und es wird als ›natürlicher Vorteil‹ von Mädchen und Frauen angesehen, dass sie sich über sexuelle Beziehungen ernähren und sich wohlmöglich sogar Bildung finanzieren und ihre Familien im besten Fall noch mit unterstützen können (vgl. Fuest 1996: 146ff.; Coulter 2009: 203).

geführt worden sind, werden oft misstrauisch betrachtet. In einem Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern wurde mir beispielsweise dargelegt, Menschenrechte (*human rights*) – die vermutlich aufgrund der Masse an Aufklärungskampagnen zu Frauen- und Kinderrechten oft mit Frauen- und Kinderrechten gleichgesetzt werden – würden nicht zur sierra-leonischen Kultur passen und die Menschen in Sierra Leone letztlich »verderben«: »*In Sierra Leone, human rights are human spoil. They have spoiled the people instead of giving them rights!*« (Gruppeninterview 27.02.2009) James, ein älterer Mann, der als Sekretär bei der lokalen Konfliktbearbeitungs-NGO BPRM tätig war (siehe oben 2.3.2), erklärte, es käme darauf an, wie genau die »Menschenrechtsangelegenheit« (*human rights business*) ausgelegt werde. Solange Frauen und Kindern eingeschärft werde, dass ihre Rechte an Pflichten gebunden sind (was dem Konzept universeller, unveräußerlicher und unteilbarer Menschenrechte drastisch widersprechen würde), sei gegen Menschenrechte nichts einzuwenden:

»*Some people misunderstand this human rights business. When you have rights you also have responsibilities. Like children, they have rights but they also have responsibilities. They have to respect their parents. But if they don't respect them, they fail to fulfill their responsibilities. [...] And the same goes for the women as well. If your husband is around, you have to give him love, and you have to give him good food. Until people understand these things there will always be problems.*« (Interview, 30.04.2009)

Alice, eine 18-jährige Oberstufenschülerin, argumentierte, sie fände es schlecht, dass Menschenrechte auch bedeuten würden, dass Schülerinnen und Schüler nicht mehr geschlagen werden dürfen. In der Tat gilt in sierra-leonischen Schulen mittlerweile offiziell ein striktes Prügelverbot. Alice erklärte, dies sei übertrieben und werde auch nicht eingehalten, schließlich hätten Schläge den Sinn, bessere Menschen aus ihnen zu machen: »*We are African children, we need beatings.*« (Interview 30.03.2009) Sie fand allerdings, dass Schläge nur »maßvoll« ausgeteilt werden sollten. Mehr als sechs Hiebe mit dem Stock sollten es auf einmal nicht sein. Kurz nach dem Interview mit Alice wurde ich auf dem Schulgelände zufällig Zeugin einer solchen Züchtigung, die um einiges brutaler ausfiel, als ich es mir nach Alices Schilderungen vorgestellt hatte. Als ich den schlagenden Lehrer, mit dem ich mich am selben Tag zuvor noch freundlich unterhalten hatte, aufgebracht konfrontierte, empfahl er mir, dass ich mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern solle. Wie um einen abschließenden Punkt unter unsere Auseinandersetzung zu setzen, fügte er dann noch hinzu: »*This is Africa!*« (Gespräch 30.03.2009)

An den vorgebrachten Rechtfertigungen wird deutlich, dass empirisch legitime Gewalt gegen demnach züchtigungsbedürftige Frauen und Kinder wohl nicht nur in ›genuin sierra-leonischen‹ Geschlechter- und Generationenordnungen verankert ist, sondern auch heute noch auffällige Spuren kolonialer Diskurse über ›afrikanische Andersheit‹ und ›Zivilisierungsbedürftigkeit‹ aufweist, die auch

die internen Herrschaftsverhältnisse der Kolonisierten geprägt haben (vgl. etwa Mamdani 1996; Bantebya-Kyomuhendo/McIntosh: 2006). Es entbehrt insofern nicht einer gewissen Ironie, dass züchtigende Gewalt gegen Frauen und Kinder aktuell Gegenstand westlicher Aufklärungskampagnen zu Frauen- und Kinderrechten ist – deren Inhalte in Sierra Leone unter Verweis auf ›afrikanische Andersheit‹ (»*This is Africa!*«) mit Skepsis betrachtet werden.⁵

Bevor ich nun mit der Schilderung von Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften beginne, die auf empirisch illegitime Gewalt bezogen sind und sich somit als Grundlage für eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen eignen, ist noch ein Hinweis zur zeitlichen Darstellung nötig: Nach mehreren zeitlichen Darstellungsexperimenten habe ich mich letztlich entschieden, Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften samt den Begründungen, die meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner für sie formuliert haben, im Präsens zu schildern – sie also als gegenwärtig darzustellen. Damit will ich dem Umstand Rechnung tragen, dass ich in den Jahren seit der Feldforschung in regelmäßigen Telefonaten mit Freunden in Sierra Leone und in der sierra-leonischen Presse, soweit sie online verfügbar ist – etwa auf den Internetseiten von *Awareness Times*, *Standard Times* und *Awoko* –, immer wieder Hinweise darauf gefunden habe, dass diese Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften weiterhin aktuell sind. Obwohl meine Feldforschung zum Zeitpunkt der Fertigstellung der vorliegenden Arbeit (Sommer 2013) schon vier Jahre zurückliegt, wäre es somit irreführend, sie in der Vergangenheitsform zu schildern. Für Leserinnen und Leser bedeutet dies allerdings, dass sie beim Lesen nicht vergessen dürfen, dass das verwendete Präsens hier keinesfalls eine generell zeitübergreifende Gültigkeit anzeigen soll; darüber, was seit Fertigstellung der vorliegenden Arbeit womöglich an Wandel stattgefunden hat, kann und soll meine Darstellung nichts aussagen. Darüber hinaus müssen Leserinnen und Leser leider auch ein gewisses Maß an Sprunghaftigkeit in der zeitlichen Darstellungsweise aushalten, das sich nicht vermeiden ließ. Da ich über die individuellen Lebenssituationen der meisten meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner nicht auf dem aktuellen Stand bin, schildere ich diese, so wie ich sie 2009 erlebt habe beziehungsweise wie sie mir 2009 dargestellt wurden, in der Vergangenheitsform. Allgemeine Lebensumstände und -bedingungen, die weiterhin aktuell sind, schildere ich hingegen ebenfalls im Präsens.

5 | Für Ostafrika beschreibt Audrey Wipper (1972) bereits für die späten 1960er Jahre, dass ›afrikanische Andersheit‹ beispielsweise in Kenia, Tansania und Malawi sogar als moralisch überlegenes Korrektiv zu verderblichen westlichen Einflüssen aufgewertet wurde. In Malawi wurde Ende der 1960er Jahre beispielsweise das Tragen von Miniröcken und Hotpants als Ausdruck einer westlichen Dekadenz geächtet, die für afrikanische Frauen nicht akzeptabel sei (vgl. Wipper 1972: 332).

6.1 GEWALTERWARTUNGEN UND ALLTÄGLICHE WACHSAMKEIT

Obwohl ich in meiner Feldforschung Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner gewonnen habe, die sich hinsichtlich ihrer Tätigkeiten, ihres Alters, ihrer ethnischen Zugehörigkeit, ihres sozioökonomischen Status und hinsichtlich ihrer Kriegs- und gegebenenfalls Kämpfervergangenheiten unterschieden,⁶ lassen sich an den Gewalterwartungen, von denen sie berichteten und die ich zuweilen sogar an ihrem Handeln beobachten konnte, nahezu keine Unterschiede ausmachen. Diese Gewalterwartungen sind einhellig auf ›gefährliche junge Männer‹ bezogen, deren Lebensweisen als »verroht« (*rough*) angesehen werden und die unter Verdacht stehen, ehemalige Kämpfer zu sein. Es wird befürchtet, dass solche ›gefährlichen jungen Männer‹ sich unter Bedingungen kriegerischer Gewalt an verrohte Lebensweisen – an Drogenmissbrauch, an ein ›freies‹ Leben ohne Verpflichtungen in zähmenden Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und an Gewalttätigkeit – gewöhnt haben und diese Angewohnheiten nicht mehr ablegen können oder wollen.

Die Bezeichnung ›gefährliche junge Männer‹ ist keine Übersetzung einer gängigen lokalen Benennung, sondern ein zugegebenermaßen wenig origineller Sammelbegriff, den ich im Zuge der Auswertung des gesammelten empirischen Materials zu nutzen begonnen habe. Die Erfindung eines eigenen Sammelbegriffs wurde dabei notwendig, weil meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner selbst auf direkte Nachfragen hin meist nicht recht zu wissen schienen, wie sie die ›Gefährlichen‹ nennen sollten. Meist wurden sie – je mit bedeutungsschwerer Betonung ausgesprochen – als »diese jungen Männer« (auf Krio *dem youthman den*) oder als »diese Jungs« (*dem boys den*) bezeichnet; zuweilen wurden sie auch *ghetto boys* oder einfach nur »Jugendliche« (*youth*) genannt. Diese Bezeichnungsunsicherheit wird an einer Stelle im Interview mit dem Studenten Alex (einem meiner Mitbewohner) beispielhaft deutlich. Alex hatte mir soeben erklärt, die sierra-leonische Regierung müsse Arbeitsplätze für »diese jungen Männer« schaffen, um ihre Gewaltbereitschaften unter Kontrolle zu bringen und neue Gewalt in Sierra Leone zu verhindern. Als ich nachhakte, welche jungen Männer er damit denn genau meine – immerhin sei er selbst ja ebenfalls ein junger Mann –, fiel auch Alex nichts Besseres ein, als einzuwenden, dass er aber eben kein »gefährlicher junger Mann« sei:

Anne: »*But when you say young men ... you are a young man yourself, aren't you?*«

Alex: »*Yes, I am a young man ... but not a dangerous young man.*«

Anne: »*So who are the dangerous ones?*«

Alex: »*The ones ... more the ones who are in these ghettos, the ones who roam the streets and have no jobs.*« (Interview, 24.04.2009)

6 | Einen Überblick über diese Unterschiede gibt die Auflistung der insgesamt geführten Interviews und der im Text zitierten informellen Gespräche im Anhang.

Bei den *ghettos*, von denen in diesem Auszug die Rede ist, handelt es sich um Orte, an denen ›gefährliche junge Männer‹ Marihuana (*jamba*) und Alkohol kaufen und konsumieren, miteinander zusammensitzen, Glücksspiel (etwa Würfel) spielen und über die politische Lage und ihre alltägliche Misere diskutieren. In Bo Town befinden sich die meisten *ghettos* in halbverborgenen Winkeln auf dem und um den zentralen Marktplatz.

Da die Bezeichnung ›gefährliche junge Männer‹ in Sierra Leone jedoch nicht üblich ist und weil diejenigen, die als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen werden, keinesfalls notwendigerweise tatsächlich gewaltbereit sind, stehen ›gefährliche junge Männer‹ hier stets in Anführungszeichen. Allerdings sind ›gefährliche junge Männer‹ tatsächlich ausschließlich männlich – ein Umstand, der in Interviews und Gesprächen so gut wie nie als bemerkenswert thematisiert oder besonders begründet wurde. Die einzige Ausnahme lieferte die Schülerin Alice, die auf meine Nachfrage, welche *youth* genau denn gewaltbereit seien, erklärte: »*I am also a youth, but the thing is that people are not afraid of women. They are only afraid of boys, because they are so brutal.*« (Interview, 30.03. 2009) Auch sind ›gefährliche junge Männer‹ tatsächlich ausnahmslos jung, wobei ihre ›Jugend‹ nicht nur an ihrem chronologischen Alter, sondern vor allem auch an ihrem sozioökonomischen Status festgemacht wird.

Rein mit Blick auf ihr chronologisches Alter sind unter ›gefährlichen jungen Männern‹ mindestens alle Altersgruppen zwischen zwölf und 40 Jahren vertreten. Unter Jugend und insbesondere unter männlicher Jugend wird in Sierra Leone aber zudem eine Lebensphase verstanden, die sich durch sozioökonomische Abhängigkeit auszeichnet: Als *youth* hat man(n) es noch nicht geschafft, in sozioökonomische Positionen aufzusteigen, aus denen heraus für andere, insbesondere für eine eigene Familie, Verantwortung übernommen werden kann. Stattdessen ist man(n) selbst noch auf Unterstützung (*assistance*) angewiesen, die nur von denjenigen gewährt werden kann, die bereits auf eigenen Füßen stehen und für ihren Reichtum an Menschen sorgen können (vgl. Hoffman 2003: 297-298; Shepler 2004: 11).⁷ Es ist vor allem diese sozioökonomisch verstandene Jugend, die ›gefährliche junge Männer‹ neben ihrem Geschlecht und ihrem Status als ›Gefährliche‹ gemeinsam haben. Sie sind keine verantwortungsvollen (*responsible*) Männer und sie werden aufgrund der Verrothheit, die an ihnen wahrgenommen wird, zudem für unwillig oder unfähig gehalten, jemals zu verantwortungsvollen Männern zu werden. Letzteres macht den zentralen Unterschied zwischen ›gefährlichen jungen Männern‹ und solchen Jugendlichen und jungen Männern aus, die sozioökonomisch zwar noch nicht auf eigenen Beinen stehen, aber trotzdem nicht für gefährlich gehalten werden. Solche ›ungefährlichen‹ Jugendlichen

7 | Diese Verknüpfung von Jugend und abhängigem sozioökonomischen Status ist keine speziell sierra-leonische Besonderheit, sondern wird für eine ganze Reihe Subsahara-afrikanischer Gesellschaften beschrieben (vgl. etwa De Boeck/Honwana 2005; Christiansen/Utas/Vigh 2006; Vigh 2006).

und jungen Männer zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Lebensweisen darauf ausgerichtet erscheinen, sich durch harte Arbeit und in respektvoller und selbstkontrollierter Art und Weise langsam sozioökonomischen Aufstieg zu verdienen. Dies trifft auf Jugendliche und junge Männer zu, die fest in familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und dazugehörige Arbeitsverpflichtungen eingebunden sind oder die als Auszubildende, Schüler und Studenten – dank der Unterstützung, die sie von Patronen erhalten – Lerntätigkeiten nachgehen können. Letzteres traf auch auf Alex zu, dessen Studium von dem *boyfriend* seiner Schwester Khadija finanziert wurde und der von sich selbst ganz selbstverständlich sagte: »I am a young man ... but not a dangerous young man.« (Interview, 24.04.2009)

6.1.1 ›Gefährliche junge Männer‹ und ehemalige Kämpfer

Obwohl ›gefährliche junge Männer‹ unter Verdacht stehen, ehemalige Kämpfer zu sein, ist es keinesfalls notwendig, tatsächlich ein ehemaliger Kämpfer zu sein, um der Klasse der ›gefährlichen jungen Männer‹ zugerechnet zu werden. Umgekehrt ist es für ehemalige Kämpfer durchaus möglich, sich der Wahrnehmung als ›gefährliche junge Männer‹ zu entziehen. Ein sehr erfolgreiches Beispiel hierfür lieferte Vandy, den ich in Kapitel 5 bereits mehrfach zitiert habe (siehe 5.1.9). Vandy war 1993 als Zwölfjähriger von einer RUF-Einheit entführt und zwangsrekrutiert worden und lief 1996 freiwillig zu den *Kamajors*/CDF über, so dass er insgesamt von 1993 bis Kriegsende Kämpfer war. Dennoch ist es Vandy in der Nachkriegszeit gelungen, nicht als gewaltbereit und verroht angesehen zu werden. Von seinen Arbeitskollegen, in deren Gesellschaft ich Vandy mehrfach erlebt habe und die er selbst als gute Freunde bezeichnete, schien niemand ihm mit besonderer Zurückhaltung oder gar Furcht zu begegnen. Wie Vandy mir berichtete, hielt er seine Kämpfervergangenheit vor ihnen strikt geheim:

»I don't like to disclose my identity. These are my good friends, but they don't know, because we only met after the war. [...] I won't tell them, I won't do that. Maybe if I did that they would be afraid of me. Or maybe one day when we have an argument they will say, 'No we don't want this, you are an excombatant, you killed people'«. (Interview, 01.05.2009)

Vandy hatte gemeinsam mit seinen Arbeitskollegen bereits an einem meiner Gruppeninterviews teilgenommen, als er mich eines Tages – im Zuge eines Besuchs, den ich ihm und seinen Kollegen an ihrem Arbeitsplatz⁸ abstattete – zur Seite nahm und mir mitteilte, dass er mir gerne ein Einzelinterview geben würde. Er zeigte mir dann verhöhnen seine DDR-Identifikationskarte, die ihn als DDR-registrierten ehemaligen *Kamajor*/CDF-Kämpfer auswies, und er erklärte hastig, es habe in dem Gruppeninterview so vieles gegeben, was er in Anwesenheit seiner Kollegen nicht hatte aussprechen können. Er würde mir aber gerne noch mehr

8 | Auf Vandys expliziten Wunsch hin verzichte ich hier darauf, seinen Beruf anzugeben.

erzählen und vertraue darauf, dass ich sein Geheimnis nicht verraten werde. Als ich einige Tage später zu unserem Interviewtermin bei Vandy zu Hause erschien, war er nichtsdestotrotz erstaunt, mich zu sehen. Er begrüßte mich mit den Worten, dass er halb damit gerechnet habe, dass ich nun zu viel Angst vor ihm haben würde, um mich mit ihm alleine zu treffen. Im Interview erklärte er dann, die meisten Leute würden zwar behaupten, kein Problem mit ehemaligen Kämpfern zu haben und sie nicht mehr zu fürchten. Auf solche Aussagen dürfe ich aber nicht allzu viel geben. Es sei nur das, was die Leute sagen, nicht das, was sie tatsächlich denken:

Vandy: »*People sometimes fear former fighters.*«

Anne: »*They fear them?*«

Vandy: »*Yes, they fear them.*«

Anne: »*But people have been telling me that they don't fear them anymore.*«

Vandy: »*Yes, that is what they say openly. Yes ... like when me and you talk, I will tell you that I don't fear them. But inside the mind ... for example, people avoid certain locations when they know that they might meet former fighters in that place. Is that not fear?*« (Interview, 01.05.2009)

Als ich Vandy nach den Gründen für diese Furcht fragte, antwortete er: »*People think that they [ehemalige Kämpfer, A.M.] might change at any time, like ... because of the drugs that we used to take.*« (Interview, 01.05.2009) Vandy betonte jedoch, sich entgegen solcher Erwartungen stets unter Kontrolle zu haben – selbst in wütenden oder traurigen Momenten, etwa wenn er sich an seine Eltern und Geschwister erinnerte, die den Krieg nicht überlebt hatten: »*Sometimes I just sit down and remember. And when I think about these things for a while I usually get angry. But I don't want problems. I just stick to myself. I go inside and close the door.*« (Interview, 01.05.2009)

Vandys »Rezept« für eine ungefürchtete Existenz lautete also, seine Vergangenheit geheim zu halten und jeden Anschein unkontrollierter Aggressivität, die als Nachwirkung jahrelangen Drogenmissbrauchs gedeutet werden könnte, zu vermeiden. Solche Geheimhaltungsbemühungen scheinen gerade in größeren Städten weit verbreitet zu sein – zumindest werden sie von mehreren Forscherinnen und Forschern beschrieben, die in der Nachkriegszeit in verschiedenen sierra-leonischen Städten die »Reintegration« ehemaliger Kämpferinnen und Kämpfer untersucht haben (vgl. etwa Mooy 2007: 16; Peters 2007: 13; Boersch-Supan 2009: 37-38). Allerdings sind Geheimhaltungsbemühungen keinesfalls zwangsläufig in dem Sinne erfolgreich, dass sie Gefährlichkeitszuschreibungen tatsächlich effektiv verhindern können. Diejenigen, die bestimmte Jugendliche und junge Männer als gefährlich ansehen und sie zugleich unter Exkombattanten-Verdacht stellen, wissen in den meisten Fällen ohnehin nichts Genaueres darüber, ob die Betreffenden tatsächlich Kämpfer waren; in der relativen Anonymität größerer Städte können unmöglich Details über jeden Einzelnen gewusst werden. Auch

orientiert sich die Wahrnehmung von Gefährlichkeit nicht daran, ob bekannt ist, dass die Betroffenen tatsächlich schon einmal in unkontrolliert aggressiver Weise ihre Selbstkontrolle verloren haben und ›ausgerastet‹ sind. Stattdessen werden vor allem *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer pauschal als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen, weil sie ›gefährlich aussehen‹. Oder anders formuliert: Sie entsprechen jeweils in den Augen wachsender Betrachterinnen und Betrachter einer speziellen Ästhetik der Gefährlichkeit, die es nahe legt, sie unter Exkombattanten-Verdacht zu stellen. Anders als *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer entsprach Vandy, der einen geachteten Beruf ausübte, stets ein gepflegtes Äußeres hatte und nicht in dem Ruf stand, sich in *ghettos* herumzutreiben, dieser Ästhetik der Gefährlichkeit definitiv nicht. Im Folgenden gebe ich einen kurzen Überblick über diejenigen, die pauschal in die Klasse ›gefährlicher junger Männer‹ hineinfallen; ich komme auf sie und ihre Lebensumstände dann in aller Ausführlichkeit im zweiten Teil des Kapitels (6.2 und darauffolgende Unterkapitel) zurück.

Bike riders, die es mittlerweile in allen größeren und auch kleineren Städten in den Distrikten und auch in der Hauptstadt Freetown gibt (vgl. Peters 2007; Bürge 2011), sind männliche Jugendliche und junge Männer, die von vergleichsweise wohlhabenden Motorrad Eigentümern Motorräder mieten, mit denen sie dann Taxidienste anbieten; bei Motorrad Eigentümern handelt es sich oft um wohlhabendere Händler, die die Motorräder extra zum Zweck der Vermietung anschaffen (Motorräder werden insgesamt nur selten in erster Linie für den Privatgebrauch angeschafft). *Bike riders* verdienen meist verlässlich genug, um mindestens eine sättigende Mahlzeit pro Tag sicher bezahlen und darüber hinaus Geld zurücklegen zu können – beispielsweise um damit nach einiger Zeit ein eigenes Zimmer anzumieten. Damit sind sie innerhalb der Klasse ›gefährlicher junger Männer‹ materiell vergleichsweise gut gestellt. Das Motorradtaxi-Geschäft ist ein recht neues Phänomen in Sierra Leone: Die Geschäftsidee wurde gegen Kriegsende von ehemaligen Kämpfern eingeführt, die sich in den größeren Städten der Distrikte niederließen und *bike riding* als einträgliche ökonomische Nische entdeckten (vgl. Peters 2007: 127). Viele dieser *bike riders* ›der ersten Stunde‹ (meine Bezeichnung) haben es in der Nachkriegszeit zu Wohlstand gebracht, sind mittlerweile aus dem aktiven Taxidienst ausgestiegen und haben ihre Gewinne reinvestiert; beispielsweise in Motorräder, die sie an aktive *bike riders* vermieten oder, in anderen mir bekannten Fällen, in ein Import-Export-Geschäft, in eine Reparaturwerkstatt und in ein Restaurant und mehrere Friseursalons. Der Großteil der stetig wachsenden *bike rider* Population lebt jedoch eher von der Hand in den Mund und führt in der nachdrücklich erklärten Wahrnehmung der meisten meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ein verrohtes Leben. Es heißt, *bike riding* sei keine »richtige« Arbeit, sondern eine Tätigkeit für diejenigen, die Tag für Tag nur genug Geld zusammenbekommen wollen, um sich eine Mahlzeit und vor allem den eigenen Drogenkonsum zu finanzieren – ohne Verantwortung für andere übernehmen zu können oder zu wollen. Laut Schätzung des *vice-chairman* der

Bike Riders Development Association (BRDA), der offiziellen *bike rider* Organisation in Bo Town, gab es im Frühjahr 2009 allein in Bo Town mindestens 2000 *bike riders*, Tendenz steigend: »We are getting new members every day. Every day ... and some people come from the villages or they were mining diamonds, but they were not able to make money, so they come to join us.« (Interview mit dem BRDA vice-chairman, 24.03.2009) Laut Angaben der lokalen NGO *Green Scenery*, die seit Mitte der 2000er Jahre zahlreiche geberfinanzierte Projekte mit und für *bike riders* durchgeführt hat, sind in ganz Sierra Leone mittlerweile (Stand 2012) mehr als 140.000 *bike riders* offiziell bei der im April 2009 gegründeten landesweiten *bike rider* Gewerkschaft registriert (vgl. *Green Scenery* 2013).

Car wash boys sind männliche Jugendliche und junge Männer, die in den *car washes* – bestehend aus freistehenden Flächen am Straßenrand, die durch Sichtblenden aus Blechen oder Ästen vom Verkehr abgetrennte und sichtgeschützt Bereiche für die *car wash boys* bereithalten – für ein kleines Entgelt meist nicht Autos, sondern die Motorräder der *bike riders* waschen (in Freetown, wo das Taxi-Geschäft noch zu erheblichen Anteilen mit Autos und Kleinbussen betrieben wird, werden in den *car washes* hingegen tatsächlich überwiegend Autos gewaschen). Die *car washes* sind dabei nicht nur Arbeitsorte, sondern dienen den *car wash boys* zudem als Rückzugsräume, in denen sie schlafen, essen, gemeinsam Zeit verbringen und Hunger und Frust einigermaßen ungestört mit Alkohol und Marihuana betäuben können. *Chairman* Mahmud, die zentrale Autoritätsperson in dem einen *car wash*, auf den ich mich während der Feldforschung konzentriert habe, dealte selbst mit Marihuana und nutzte den *car wash* als Umschlagplatz. Dabei sollte der *chairman*, wie der ehemalige *car wash boy* Ibrahim mir erklärte, eigentlich ein Vorbild für seine Jungs sein und sich darum bemühen, ihnen Zukunftsperspektiven für ein verantwortungsvolles Leben aufzutun: »As chairman you have to try to write a project [zur Bewerbung um NGO-Gelder zur Förderung der *car wash boys*, Anm. A.M.]. But the chairman is so weak. He doesn't make any efforts.« (Interview, 06.04.2009) Das *project*, das *chairman* Mahmud allerdings in der Tat bereits für seinen *car wash* gewonnen hatte, tat Ibrahim mit resigniertem Kopfschütteln als sinnlos ab: Mahmuds *car wash* übertraf andere *car washes* darin, dass er über einen zwar kleinen, aber stabilen Betonbau verfügte, der dem *chairman* als eine Art Besprechungsraum und Büro diente und der in seiner Abwesenheit von den *car wash boys* als kleiner Aufenthaltsraum genutzt werden konnte. Der Bau dieses Betonunterschlupfs war, wie ein selbstgemaltes Schild verkündete, mit Geldern finanziert worden, die dem *car wash* von einer lokalen NGO für die Abhaltung eines HIV-Aufklärungsworkshops (in dem Betonbau?) zur Verfügung gestellt worden waren. Insgesamt gab es in Bo Town im Frühjahr 2009 vier *car washes*, die laut Schätzung von *chairman* Mahmud jeweils etwa 15 bis 20 feste Mitglieder hatten (Interview, 04.02.2009).

Unter ›Straßenkindern‹ verstehe ich hier männliche Kinder und Jugendliche ohne feste Bleibe, die von meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern meist einfach »diese Jungs auf der Straße« (auf Krio *dem boys den nar*

street) genannt wurden. Zumindest die Angehörigen der Gruppe von Straßenkindern, mit deren *chairman* ich ein Interview geführt und die ich mehrfach auf ihrem zentralen Versammlungsort besucht habe, bezeichneten sich selbst jedoch in Übernahme des englischsprachigen NGO-Jargons mit einem auf Krio sonst ungebräuchlichen Begriff als »street children«. Sie hatten kürzlich Besuch von Mitarbeitern der lokalen NGO *Help A Needy Child International* (Hanci) erhalten und hegten die, wie ich später im Gespräch mit Hanci-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern herausfand, leider unbegründete Hoffnung, dass *projects* für sie in Planung seien. Insbesondere hofften sie, dass ihnen mithilfe internationaler Gebergelder noch vor der Regenzeit (Mai bis September) ein eigenes Haus zur Verfügung gestellt werden würde. Ihr zentraler Versammlungsort, der in Bo Town unter dem Namen ›Jah Kingdom‹ (frei übersetzt ›Gottesreich‹) stadtbekannt ist, bietet keinerlei Schutz vor Regen; er liegt inmitten einer Müllkippe auf dem zentralen Marktplatz. Der *chairman* vom Jah Kingdom schätzte die Gesamtzahl der in unterschiedlichen Gruppen organisierten Straßenkinder in Bo Town auf mindestens 700 (Gespräch, 05.03.2009). Einer Studie zufolge, die von der britischen NGO *Street Child of Sierra Leone* in Zusammenarbeit mit Hanci erarbeitet worden ist (eben für diese Studie hatte Hanci Kontakt zu den Straßenkindern vom Jah Kingdom aufgenommen), leben in sierra-leonischen Städten insgesamt mindestens 2.700 Jungen und Mädchen permanent auf der Straße – und fast 50.000 leben überwiegend auf der Straße, haben aber einen Schlafplatz oder wechselnde Schlafplätze bei Bekannten, Freunden, Familienangehörigen, *boyfriends*, Freiern etc. (vgl. *Street Child of Sierra Leone* 2012: 30ff.).

Arbeitslose junge Männer (auf Krio: *dem youthman den we no get wok*) zeichnen sich dadurch aus, dass sie keine feste Arbeit und kein regelmäßiges Einkommen haben, das sie in die Lage versetzen würde, sich selbst und eine eigene Familie einigermaßen verlässlich zu ernähren. Ihren Alltag bestreiten sie oft mit der Suche nach Gelegenheitsarbeiten, während sie auf stabilere und einträglichere *job opportunities* hoffen, die ihnen jedoch nur von förderungsfähigen und -willigen Patronen eröffnet werden könnten (vgl. ähnlich Hoffman 2011a: 146). Viele arbeitslose junge Männer sind zudem obdachlos beziehungsweise ohne feste Bleibe. Sie kommen behelfsmäßig bei Freunden unter oder schlafen auf Marktplätzen, beispielsweise auf oder unter den Verkaufstischen; in Bo Town nehmen sie nachts weite Teile des zentralen Marktplatzes in Beschlag.⁹ Anders als für *bike riders*, *car wash boys* und Straßenkinder steht mir über die Zahl arbeitsloser junger Männer, die sich Tag für Tag mit Gelegenheitsjobs durchzuschlagen versuchen, keine lokale Schätzung zur Verfügung. Mit Sicherheit sind es aber alleine in Bo Town (mit etwa 190.000 Einwohnerinnen und Einwohnern, vgl. *Statistics Sierra Leone* 2006: 21) viele Tausende.

9 | Händlerinnen und Händler nehmen ihre Waren nach Geschäftsschluss wieder mit nach Hause oder schließen sie auf den Marktplätzen in Warenhäusern ein. In jedem Fall wird nichts auch nur annäherungsweise Stehlenswertes zurückgelassen.

Laut einer im Auftrag der *Weltbank* durchgeführten Studie (Peeters u.a. 2009), in der bisherige Datenerhebungen aus den Jahren 2003 bis 2006 miteinander kombiniert und neu ausgewertet worden sind, lag die Arbeitslosigkeit in sierra-leonischen Städten in diesem Zeitraum und in der Gruppe der männlichen 15- bis 35-Jährigen je nach genauer Alterskohorte zwischen zehn bis 17 Prozent – wobei als arbeitslos (»unemployed«) diejenigen gezählt werden, die in Befragungen angegeben haben, in der vorausgegangenen Woche mindestens eine Stunde lang nach Arbeit gesucht zu haben (»searched for a job at least one hour the past week«, Peeters u.a. 2009: 34). Allerdings ist davon auszugehen, dass diese *Weltbank*-Studie die Zahl der Arbeitslosen beziehungsweise der Arbeitssuchenden noch erheblich unterschätzt: Zum einen werden in der Studie die insgesamt zehn Prozent der Befragten, die angegeben haben, einen festen Arbeitsplatz *in Aussicht zu haben*, nicht als arbeitslos gezählt (vgl. Peeters u.a. 2009: 32). Meiner Erfahrung nach können arbeitslose junge Männer jedoch meist von einer ganzen Reihe von Anstellungen berichten, die sie in Aussicht gehabt hatten und dann entweder doch nicht bekommen haben – oder die sie zwar bekommen, aber auch bald wieder aufgegeben haben, weil ihnen der vereinbarte Lohn nicht ausgezahlt wurde. Zum anderen werden in der Studie auch die fünf bis zehn Prozent der Befragten (je nach genauer Alterskohorte) nicht als arbeitslos gezählt, die es nach eigenen Angaben aufgegeben haben, nach einem Job zu suchen (vgl. Peeters u.a. 2009: 31). Bei solchen Aussagen handelt es sich wohl in erster Linie um Ausdrücke tief empfundener Verzweiflung, die womöglich momentan ernst gemeint werden, sich aber kaum umsetzen lassen. Die Suche nach Arbeit ist schlicht eine Überlebensfrage. An anderer Stelle wird dies auch in der Studie explizit anerkannt: »[M]any people are too poor to be unemployed and must take up work regardless of its quality or level of remuneration.« (Peeters u.a. 2009: 6) Aber selbst wenn die städtische Arbeitslosigkeit tatsächlich nur bei ungemein konservativ berechneten zehn bis 17 Prozent liegen würde (ich wechsele an dieser Stelle ins Präsens, da es keine Hinweise darauf oder Anlässe zu der Vermutung gibt, dass sich die Arbeitslosenzahlen, wie auch immer sie genau aussehen mögen, in den letzten Jahren wesentlich verändert haben), wäre diese städtische Arbeitslosigkeit der Studie zufolge dennoch bereits 25mal höher als die Arbeitslosigkeit in ländlichen Gebieten, wo von jungen Leuten erwartet wird, dass sie für ihre Eltern und/oder für ihre sonstigen Patrone unbezahlte landwirtschaftliche Arbeit leisten, so dass die meisten Jugendlichen und jungen Männer gar keine Gelegenheit haben, nach bezahlter Arbeit zu suchen. Diejenigen, die angegeben haben, aktuell unbezahlt (ohne monetäre Entlohnung) zu arbeiten – ob auf dem Land oder in den Städten – sind in der Studie ebenfalls aus den Arbeitslosenzahlen ausgenommen (vgl. Peeters u.a. 2009: 33-34, 38).

Über diese letzte Ausnahme lässt sich dann endgültig die Diskrepanz erklären, die zwischen den in dieser speziellen *Weltbank*-Studie angeführten Arbeitslosenzahlen und einer ansonsten für Sierra Leone weit verbreiteten Schätzung besteht, mit der von etwa 70 Prozent Jugendarbeitslosigkeit in Sierra Leone aus-

gegangen wird. Auf der UNDP Internet-Seite zu Sierra Leone heißt es beispielsweise: »Approximately 70 % of youth are underemployed or unemployed and an estimated 800,000 youth today are actively searching for employment.« (UNDP 2013b). Solche Angaben sind nicht nur auf der UNDP-Seite, sondern auf den Seiten diverser internationaler Organisationen und NGOs ohne weitere Hinweise auf Quellen und/oder Datenerhebungsmethoden zu finden. Letztlich kann über die Zahl der Arbeitslosen und Arbeitssuchenden in Bo Town und in ganz Sierra Leone mit Sicherheit kaum etwas Genaueres ausgesagt werden, als dass es mit Sicherheit viele sind.

6.1.2 ›Gefährliche‹ Land-Stadt-Migration

Viele *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer, die in Bo Town alltäglich um ein Auskommen ringen, sind noch nicht lange in der Stadt. Im Einklang mit weiten Teilen Westafrikas befindet sich auch Sierra Leone in einer Phase massiver Land-Stadt-Migration, die Ökonomen angesichts der wenig aussichtsreichen Arbeitsmarktsituation in den Städten Rätsel aufgibt: »The reasons for rural to urban migration in the face of poor employment prospects in cities are not obvious.« (Leibbrandt/Mlatsheni 2004: 5) Die mit Abstand häufigste Form ökonomischer Aktivität in sierra-leonischen Städten ist selbstständige Arbeit im sogenannten ›informellen‹ Sektor, der sich dadurch auszeichnet, dass ökonomische Aktivitäten nicht systematisch staatlich erfasst und besteuert werden. Bei diesen ›informellen‹ Aktivitäten handelt es sich überwiegend um handwerkliche Tätigkeiten und um Kleinhandel mit Lebensmitteln, mit selbstgekochem Essen, mit Stoffen, mit Second-Hand Kleidung aus Europa, mit Haushaltswaren, mit gebrannten CDs, mit Zigaretten und Alkohol, mit traditionellen Heilmitteln etc.: »It can reasonably be argued that just about every city and town street in Guinea, Liberia, Sierra Leone and Côte d'Ivoire hums with economic activities that are all, or nearly all, part of the informal economy.« (Sommers 2007: 11) Allerdings generieren diese Aktivitäten kaum zahlungskräftige Nachfrage nach Arbeitskräften. Was an Arbeiten anfällt, kann meist alleine beziehungsweise mithilfe von unbezahlt arbeitenden Aushilfen (die oft im Haushalt ihrer Arbeitgeber leben) und Familienangehörigen erledigt werden; und selbst wenn mehr Arbeit anfällt, als in diesem Rahmen geleistet werden kann, wird oft nicht genug Geld erwirtschaftet, um zusätzliche Arbeitskräfte einstellen zu können (vgl. Peeters u.a. 2009: 58ff.).

In der wissenschaftlichen Literatur zu Nachkriegs-Sierra Leone werden vor allem zwei Anreize identifiziert, die das Leben in den Städten trotz der wenig aussichtsreichen Arbeitsmarktsituation attraktiv machen: Zum einen bietet die relative Anonymität größerer Städte ehemaligen Kämpfern Aussicht darauf, ihre Vergangenheit geheim halten zu können (vgl. Peters 2007: 13). Und zum anderen können männliche Jugendliche und junge Männer sich oft nur durch eine Abwanderung in die Städte (oder alternativ in die Diamantenabbaugebiete) von

Verpflichtungen zu unbezahlter landwirtschaftlicher Arbeit freimachen. Solche Verpflichtungen, in denen sie oft nicht auch nur den Hauch einer Chance auf sozioökonomischen Aufstieg sehen, ergeben sich aus Reichtum-an-Menschen-Beziehungen zu Eltern und sonstigen Patronen; zuweilen kommen noch von *chiefs* verhängte Strafen hinzu (etwa für Affären mit verheirateten Frauen, siehe 5.1.2), die ebenfalls unbezahlt abgearbeitet werden müssen (vgl. etwa Richards/Bah/Vincent 2004: 7ff.; Peeters u.a. 2009: 13ff.). Die Abwanderung unbezahlter Arbeitskräfte führt auf dem Land mancherorts bereits dazu, dass Felder nicht mehr im gewohnten Umfang bestellt werden können (vgl. Peeters u.a. 2009: 68-69). In den Städten führt sie dazu, dass die Zahl derjenigen zunimmt, die sich als *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer durchzuschlagen versuchen und dabei als »gefährliche junge Männer« angesehen werden.

In Interviews und Gesprächen bin ich noch auf einen dritten und ergänzenden Anreiz zur Abwanderung in die Städte aufmerksam geworden. Dieser Anreiz ergibt sich vor allem daraus, dass das dörfliche Leben keinerlei Chancen auf Teilhabe an »Modernität« bietet (vgl. ähnlich Coulter 2009: 64). Dies wurde von *car wash boys*, die nach eigener Auskunft erst vor Kurzem nach Bo Town gekommen waren, beispielhaft auf den Punkt gebracht. Sie erklärten einhellig, sie hätten ihre Dörfer vor allem deshalb verlassen, weil sie die Chance auf ein »modernes Leben« haben wollen: »*We want to go forwards not backwards ... we want to live a modern life.*« (Gruppeninterview im *car wash*, 18.02.2009) In den Städten wird es möglich, zumindest in physische Nähe zu einer Welt zu gelangen, die in den Dörfern gänzlich unerreichbar erscheint. In Bo Town und auch in den anderen urbanen Zentren der Distrikte und erst recht in der Hauptstadt Freetown gibt es Bars, Discos und Hotels, in denen wohlhabende Geschäftsleute, bezahlte Mitarbeiter geberfinanzierter lokaler NGOs, die Günstlinge der politischen Machteliten samt ihren Freunden und Freundesfreunden und westliche Ausländer verkehren. Noch dazu gibt es Krankenhäuser, Schulen und – in Freetown, Bo Town, Makeni und Kenema – sogar Universitäten. In solcher Umgebung lassen sich zumindest Hoffnungen darauf hegen, dieser Welt eines Tages anzugehören (vgl. ähnlich Peters/Richards/Vlassenroot 2003: 28; Sommers 2007: 8).

Zwei ältere und kritische Beobachter der Land-Stadt-Migration – zum einen der bald 50-jährige Händler Mr. Kandeh und James, ein ebenfalls etwa 50-jähriger Mann, der als Sekretär bei der lokalen NGO BPRM arbeitete – erklärten mir in Gesprächen mehrfach, dass überhaupt der Umstand, dass Dörfler eine Vorstellung von einem *modern life* haben, eine Neuheit darstelle, die erst durch den Krieg zustande gekommen sei. Oder genauer: durch Zwangsrekrutierungen, Flucht und Vertreibung. Viele Dorfbewohner hätten erst als Kämpfer oder Flüchtlinge das erste Mal eine Stadt zu sehen bekommen und so erst eine Vorstellung davon entwickelt, dass es noch ein anderes Leben gibt als das dorfgemeinschaftliche und von Subsistenzlandwirtschaft geprägte, das sie bislang gekannt hatten. Das Bewusstsein über dieses andere Leben sei nun nicht mehr rückgängig zu machen

und treibe junge Männer, die sich nicht länger mit unbezahlten landwirtschaftlichen Tätigkeiten zufriedengeben wollen, massenhaft in die Städte – wenn sie nach Kriegsende nicht ohnehin gleich in den Städten geblieben sind.

Für einmal in die Städte Abgewanderte stellt eine Rückkehr in ihre Dörfer zudem meist keine annehmbare Option dar – zumindest nicht, solange sie es nicht in der Stadt zu etwas gebracht haben. In den *ghettos* von Bo Town wurde mir mehrfach erklärt, es sei eine hochgradig peinliche Schande, mit leeren Händen zu der eigenen Familie zurückzukehren, nachdem man das Dorf einmal verlassen hat. Wenn überhaupt könne man zurückkehren, wenn man tatsächlich Erfolg gehabt und sich ein eigenes, verantwortungsvolles Leben aufgebaut hat und zudem über genug Mittel verfügt, um den Verwandten finanzielle Unterstützung oder zumindest Gastgeschenke zukommen zu lassen (vgl. auch Hoffman 2011a: 145). Zudem scheuen viele Abgewanderte wohl auch deshalb vor einer Rückkehr in die Dörfer zurück, weil sie die Chancen nicht verpassen wollen, die sich ihnen in der Stadt eventuell noch bieten könnten.

Das Warten und Hoffen auf diese Chancen ist jedoch qualvoll. ›Gefährliche junge Männer‹ beziehungsweise *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer haben mir immer wieder von dem alltäglichen Stress (*stress*) berichtet, dem sie in ihrer sozioökonomischen Misere – dem alltäglichen von der Hand in den Mund Leben ohne konkrete Aussicht auf sozioökonomischen Aufstieg – ausgesetzt sind. Diese Berichte handeln von ständig um die Frage kreisenden Gedanken, wie sie dieser Misere endlich entkommen können; von Schlaflosigkeit und der Notwendigkeit, die ständig kreisenden Gedanken, den täglichen Hunger und auch Erfahrungen sozialer Erniedrigung mit Drogen zu betäuben; und schließlich von der Verzweiflung darüber, keinen Ausweg zu finden. Ein solcher Ausweg würde darin bestehen, Zugang zu förderungsfähigen und förderungswilligen Patronen und deren Reichtum-an-Menschen-Beziehungen zu erhalten, in denen es Chancen gäbe, tatsächlich sozioökonomisch ›voran‹ zu kommen: sei es eine regelmäßig bezahlte Arbeit, die zumindest mittelfristig genug einbringen würde, um eine Familie gründen zu können; oder finanzielle Starthilfe, um einen eigenen Kleinhandel aufzubauen; oder die Zahlung von Schulgeld, die es ermöglichen würde, Bildung zu erlangen, von der dann wiederum gehofft werden müsste, dass sie sich zumindest mittelfristig auszahlen wird (vgl. ähnlich Vigh 2006: 96ff.). Allerdings haben *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer gemeinsam, dass es ihnen an Zugängen zu fördernden Reichtum-an-Menschen-Beziehungen fehlt – ansonsten wären sie erst gar keine *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslosen jungen Männer. Ihr verrohtes Image schreckt potentielle Patrone zudem noch zusätzlich ab – außer in solchen Fällen, in denen ›gefährliche junge Männer‹ speziell als Bedrohungs- und Einschüchterungspersonal angeheuert werden. Ich gehe hierauf unten gleich ausführlich ein (siehe 6.1.4 und 6.1.5). Ihre bedrohliche Wirkung ist ›gefährlichen jungen Männern‹ zudem absolut bewusst. Ein arbeitsloser junger Mann erklärte etwa: »There are people who don't even see us as human beings

anymore, because we don't have jobs.« (Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern, 27.02.2009)

6.1.3 »*They are our brothers*«: die Nichtdiskriminierungsstrategie

Alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner inklusive der ›gefährlichen jungen Männer‹ unter ihnen waren sich darin einig, dass Arbeitslosigkeit und insgesamt der Mangel an sozioökonomischen Aufstiegschancen für »diese jungen Männer« zentrale Probleme darstellen, die den Frieden in Sierra Leone gefährden. Oder präziser formuliert: Alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner haben auf meine Frage nach Problemen, die den Frieden in Sierra Leone möglicherweise gefährden (auf Krio: *Yu/una see problems we get potential for puell de pis nar Salone?*, siehe oben 2.3.3), entweder sofort oder zumindest sehr weit vorne Arbeitslosigkeit und insgesamt den Mangel an sozioökonomischen Aufstiegschancen für »diese jungen Männer« genannt. Mariama, eine Händlerin, erklärte beispielsweise: »*It is the idleness...they don't have work. If they had work, they would not leave it to go do bad things.*« (Interview, 01.04.2009) Der Begriff *idleness*, der auf Englisch ›Faulheit‹ oder ›Untätigkeit‹ bedeutet und auf Krio Lebensweisen bezeichnet, die weder aktuell als verantwortungsvoll angesehen werden, noch auf eine verantwortungsvolle Zukunft ausgerichtet erscheinen, fiel im Zusammenhang mit ›gefährlichen jungen Männern‹ in fast jedem Interview und Gespräch (vgl. ähnlich Boersch-Supan 2009: 41). Während *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer allerdings – wenigstens je in Bezug auf sich selbst – entweder ganz bestritten, *idle* zu sein, oder zumindest darauf bestanden, dass sie ihre *idleness* lieber heute als morgen hinter sich lassen würden, wurde ansonsten überwiegend die Auffassung vertreten, dass es sich bei ihrer *idleness* keinesfalls nur um eine Notlage handelt. Vielmehr sei *idleness* eine selbstverschuldete, wenn nicht sogar selbstgewählte Lebensweise, an die sie vermutlich seit ihrer Kämpferzeit gewöhnt sind. Nur wenige meiner ›ungefährlichen‹ Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner formulierten differenziertere Sichtweisen. Ein älterer Schreibwarenhändler, Mr. Vamboi, der einen eigenen Laden auf einer der Hauptstraßen von Bo Town betrieb, war einer von ihnen:

Anne: »*Many people tell me that they are afraid of these young men ... the ones who don't have jobs.*«

Mr. Vamboi: »*Who is going to give them jobs? What is it that makes a man idle? It is because the government is not creating jobs for them. They are poor. When they came from the bush people said, 'Ok. Let us give them something to do. They should learn something.' Now they have learned something. But they don't have jobs.*« (Interview, 08.04.2009)

Mr. Vambois Hinweis darauf, dass »sie« mittlerweile zwar etwas gelernt haben, aber immer noch arbeitslos sind, verweist vermutlich auf die Berufsausbildungen,

die viele ehemalige Kämpfer und auch Jugendliche und junge Männer ohne Kämpfervergangenheiten nach Kriegsende entweder im Zuge des DDR-Programms oder in anderen geberfinanzierten Ausbildungsprogrammen durchlaufen haben – ohne danach eine feste und bezahlte Arbeit zu finden. Geberfinanzierte Ausbildungsprogramme haben nichts daran geändert, dass es in Sierra Leone massiv an zahlungsfähiger privatwirtschaftlicher Nachfrage nach Arbeitskräften fehlt. Noch dazu waren geberfinanzierte Ausbildungsprogramme auf einige wenige handwerkliche Berufe fokussiert, für die nachfrageunabhängig massenhaft ausgebildet wurde. Dies hätte wohl selbst in einer vorteilhafteren Nachfragesituation zu einem nicht absorbierbaren Überangebot an Schneidern, Tischlern, Mechanikern und Baufachkräften geführt; und als wäre dies noch nicht genug, blieben geberfinanzierte Ausbildungsprogramme qualitativ oft hinter den in Sierra Leone sonst üblichen Standards zurück. Statt einer mehrjährigen praktischen Ausbildung für handwerkliche Berufe bestanden die Ausbildungsprogramme meist nur aus mehrwöchigen Kursen (vgl. Peeters u.a. 2009: 98ff.; Coulter 2009: 186ff.).¹⁰

Die oben zitierte Stelle aus dem Interview mit Mr. Vamboi ist aber auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt interessant. Die Assoziation von »diesen jungen Männern« mit ehemaligen Kämpfern wird an ihr anschaulich deutlich: Ausgehend von »diesen jungen Männern«, von denen im Interview bislang die Rede gewesen war, gelangte Mr. Vamboi nahtlos zu einer Aussage über diejenigen, die »aus dem Busch« gekommen sind (»*When they came from the bush [...]*«). Mit dieser sprachlichen Formel werden ehemalige Kämpfer umschrieben, die demnach »im Busch« *rebel*-Transformationen durchgemacht haben, die sie auch in der Nachkriegszeit noch prägen (siehe oben 5.3).

Die Gefahren, die vor dem Hintergrund dieser gefährlichen Transformationen mit Arbeitslosigkeit verbunden werden, lassen sich grob in zwei Befürchtungen zusammenfassen: Zum einen wird befürchtet, dass »diese jungen Männer« ohne Einbindung in feste Arbeitsverpflichtungen erst recht nie von verrohten Lebensweisen »entwöhnt« werden können; und zum anderen, dass sie ohne sozioökonomische Aufstiegschancen keinen Anlass sehen, nicht (wieder) gewalttätig zu werden. Da jedoch keine Aussicht darauf besteht, dass »gefährliche junge Männer«/ehemalige Kämpfer in naher Zukunft massenhaft in feste und bezahlte Arbeit gebracht werden können, wird alltäglich eine behelfsmäßige Strategie zu praktizieren versucht, die ihre Verrohtheit, so gut es eben geht, unter Kontrolle halten soll. Diese Strategie besteht darin, »gefährlichen jungen Männern« die Furcht und Ablehnung nach Möglichkeit nicht zu zeigen, die ihnen gegenüber aber nichtsdestotrotz empfunden werden. Der arbeitslose junge Mann Dumbuya brachte dies folgendermaßen auf den Punkt: »*We force ourselves to live with all kinds of people. This is how we make peace in Sierra Leone.*« (Gespräch, 03.03.2009) Die

10 | Ausbildungsprogramme für ehemalige Kämpferinnen waren mit denselben Problemen behaftet und wurden darüber hinaus in weitaus geringerem Umfang angeboten (vgl. Sommers 2007: 17; Coulter 2009: 186ff.).

spezielle Nichtdiskriminierungsstrategie, die in dieser Darstellung durchscheint und die von Laura Stovel auf Basis von Feldforschung in verschiedenen Landesteilen bereits für die frühe Nachkriegszeit beschrieben und sehr treffend »rationale Versöhnung« genannt worden ist (»rational reconciliation«, Stovel 2008: 311), ändert nichts daran, dass ehemalige Kämpfer (beziehungsweise diejenigen, die für ehemalige Kämpfer gehalten werden) gefürchtet und verachtet werden. Sie ist stattdessen gezielt darauf ausgerichtet, nicht durch offen zur Schau gestellte Furcht und Ablehnung aggressive Reaktionen zu provozieren. Es wird damit gerechnet, dass ehemalige Kämpfer auf Diskriminierungen mit spontaner Wut und gewalttätigen »Ausrastern« reagieren und mit der Zeit womöglich ganz zu dem Schluss gelangen, dass sie in Nachkriegs-Sierra Leone ohnehin keine Chance auf soziale Anerkennung haben und deshalb ebenso gut erneut zu Gewalt greifen können (vgl. ähnlich Stovel 2008: 311ff.; Boersch-Supan 2009: 21; Coulter 2009: 175-176).

Diese Nichtdiskriminierungsstrategie und die Gefahren, die mit ihr unter Kontrolle gehalten werden sollen, wurden mir meist sehr sachlich und unaufgeregt geschildert – und dabei oft mit dem Hinweis versehen, dass ehemalige Kämpfer eigentlich auch gar nicht mehr »ehemalige Kämpfer« oder »Exkombatanten« genannt werden sollen. Ein hochrangiger Polizeibeamter legte mir diesen Aspekt der Nichtdiskriminierungsstrategie folgendermaßen dar:

»If you continue to refer to these boys as ›excombatants‹ they will always have this idea ... you know, they have that kind of volatility. That is why people are always afraid of them. But we are not considering this issue anymore. [...] We don't look at them as excombatants any longer. We just look upon each other as citizens.« (Interview, 21.04.)

Ich vermute, dass die Bezeichnungsunsicherheit, mit der meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner im Hinblick auf »diese jungen Männer« zu ringen hatten (siehe oben 6.1), zu erheblichen Anteilen diesem Aspekt der Nichtdiskriminierungsstrategie geschuldet ist. Wenn es nicht als gewalteinhegende Notwendigkeit angesehen würde, ehemalige Kämpfer nicht offen zu diskriminieren, würden »diese jungen Männer« häufig wohl einfach *excombatants* genannt.

Allerdings wird die Nichtdiskriminierungsstrategie ohnehin keinesfalls in Perfektion umgesetzt. »Gefährliche junge Männer« bekommen Furcht und Ablehnung sehr wohl zu spüren – in Form von misstrauischen Blicken, furchtsamen Vermeidungshandlungen und manchmal auch offenen Beschimpfungen (vgl. ähnlich Boersch-Supan 2009: 35ff.). Zuweilen fiel es Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern sogar schwer, die Nichtdiskriminierungsstrategie in Interviews und Gesprächen konsequent beizubehalten. Der Journalist Bockarie beispielsweise reagierte auf den von mir in kritischem Ton geäußerten Eindruck, dass *bike riders* offenbar pauschal für böse (wicked) gehalten werden, mit folgendem ungeduldigen Ausbruch:

»They are wicked! Because most of them have fought, they held guns, they did bad things. So up until now they have this kind of thing in their heads, to always be wicked, to always do bad things. They smoke, they drink [...]. Sometimes they do something, which is not out of their free will, because they really have something that is chasing them inside their heads.« (Interview, 20.04.2009)

Jedoch bereute Bockarie seinen Ausbruch offenbar schon im nächsten Moment wieder. Er fügte dann in ruhigerem Ton hinzu: »They are our brothers, even though they fought. We don't want them to go back to the bush. [...] That is why we are able to live with them.« (Interview, 20.04.2009) Ganz ähnlich verlief auch ein Interview mit dem BPRM-Sekretär James. Auf meine gewollt naiven Nachfragen hin platzte ihm schließlich der Kragen und er erklärte aufgebracht, dass *bike riders* selbstverständlich gefürchtet werden – schließlich handle es sich bei ihnen ja um Exkombattanten! Eben diesen Zusammenhang hatte er kurz zuvor noch nachdrücklich bestritten:

Anne: »People still think that bike riders don't have respect for human lives. Isn't that the case?«

James: »What do you think about this? You have been here for a while now.«

Anne: »I have met a lot of them. Most of them are nice boys.«

James: »They are nice boys, but still their behaviour can be erratic in times. When you ride with someone, you have to realize that you are not alone and that you are responsible for two lives. But some of them are so used to that rough riding. And that is why we say that they don't have respect for human lives. But some are very conscious. Some are very gentlemanly. Yes.«

Anne: »But do they not have respect for human lives because they are excombatants?«

James: »No. Not because of that. For one, it is because of their age. They are youth. And with some it is because of their orientation.«

Anne: »What do you mean by that?«

James: »Well, you know that most of them are excombatants! They are used to this rough, rough way of living. It is still in them! And they still have it even though they may be forty years old.« (Interview, 30.04.2009)

Auf eine besonders harte Probe werden der Wille und die Fähigkeit zur Aufrechterhaltung der Nichtdiskriminierungsstrategie zudem in Wahlkampfzeiten oder auch nur bei dem Gedanken an Wahlkampfzeiten gestellt. In ihnen nehmen die ›gefährlichen jungen Männern‹ zugeschriebenen Gewaltbereitschaften besonders bedrohliche Dimensionen an.

6.1.4 Wahlkampfzeiten und *political violence*

Nach Kriegsende sind in Sierra Leone bereits dreimal nationale Parlaments- und Präsidentschaftswahlen abgehalten worden: die ersten direkt nach Kriegsende im Jahr 2002, die zweiten im Jahr 2007 und die dritten im November 2012. Ebenso wie Arbeitslosigkeit waren auch Wahlkampfzeiten in allen Interviews und in vielen Gesprächen – auch in solchen, die ich mit angehört, aber nicht selbst initiiert habe – ein zentrales Thema. Im Mittelpunkt standen dabei zunächst vor allem Befürchtungen mit Blick auf die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen im November 2012, die im Frühjahr 2009 noch dreieinhalb Jahre entfernt waren. Im März 2009 wurden diese Befürchtungen dann aufgrund aktueller Ereignisse noch deutlich konkreter und drängender (siehe unten 6.1.5). Um diese Befürchtungen und die Ereignisse im März 2009 nachvollziehbar darstellen und einordnen zu können, gebe ich im Folgenden zunächst einen kurzen Überblick über den Wahlkampf und die Wahlen im Jahr 2007, die von einigen Autorinnen und Autoren als Meilenstein in der sierra-leonischen Friedenskonsolidierung gewertet worden sind (vgl. etwa Wyrod 2008: 70; Radeke 2009: 6).

Die im Jahr 1996 unter Bedingungen kriegesischer Gewalt gewählte SLPP-Regierung von Präsident Kabbah, die in den ersten Nachkriegswahlen im Mai 2002 mit großer Mehrheit wiedergewählt worden war, musste 2007 erhebliche und letztlich wahlentscheidende Stimmseinbußen hinnehmen. Obwohl die SLPP nach wie vor weite Teile ihrer Stammwählerschaft in den Mende-dominierten Distrikten für sich mobilisieren konnte, war die zunächst hoffnungsvolle Stimmung nach Kriegsende, von der die Kabbah-Regierung 2002 noch hatte profitieren können, 2007 längst in Desillusionierung umgeschlagen. Statt für Hoffnungen auf eine friedliche und von deutlich verbesserten Lebensbedingungen geprägte Zukunft stand die SLPP im 2007er Wahlkampf für korrupte Praktiken, die *development* verhinderten (vgl. Kandeh 2008: 611). Die SLPP-Stimmverluste gingen sowohl zugunsten des APC, der sich als reformierte und auf Entwicklung und Korruptionsbekämpfung ausgerichtete Partei präsentierte, als auch zugunsten einer neuen Partei, *People's Movement for Democratic Change* (PMDC), die erst 2005 von dem prominenten Anwalt und ehemaligen SLPP-Politiker Charles Margai gegründet worden war und die gerade unter der SLPP-Stammwählerschaft Anhänger gewinnen konnte. Margai hatte die SLPP 2005 verlassen, nachdem er die parteiinterne Wahl zum Präsidentschaftskandidaten gegen Solomon Berewa, den Vize-Präsidenten der Kabbah-Regierung, verloren hatte; der noch amtierende Präsident Tejan Kabbah durfte laut Verfassung 2007 nicht ein drittes Mal zur Wahl antreten (vgl. Kandeh 2008: 613-614; ICG 2007: 3). Allerdings konnte der von Kabbah favorisierte Kandidat Berewa es an Beliebtheit innerhalb der SLPP-Stammwählerschaft nicht mit dem Juristen Margai aufnehmen, der die Vertretung des *Kamajor*->Anführers< Hinga Norman vor dem *Special Court* übernommen hatte und leidenschaftlich für Normans Freilassung eintrat; Präsident Kabbah hingegen hatte die Anklage seines früheren Vize-Verteidigungsministers

stets unterstützt (siehe auch oben 5.1). Als Norman im Februar 2007 – sechs Monate vor den Wahlen – nach kurzer Krankheit in Haft verstarb, ging ein Aufschrei der Empörung durch die SLPP-Stammwählerschaft. Gerade in den Mende-dominierten Distrikten galt und gilt Hinga Norman vielen als Kriegsheld, der *Kamajor*/CDF-Gewalt gegen die Zivilbevölkerung zwar nicht hatte verhindern können, der aber nach Kräften darum bemüht gewesen sein soll, Schutzintentionen so gut wie möglich umzusetzen (vgl. Periello/Wierda 2006: 29; ICG 2007: 4-5; Kande 2008: 626; January 2009: 211).¹¹

Als dann im August 2007 im ersten Wahlgang keiner der angetretenen Kandidaten die in der Verfassung vorgeschriebene Stimmmehrheit von 55 Prozent erreichte und eine Stichwahl zwischen den Kandidaten von APC und SLPP angesetzt wurde, rief Charles Margai seine Wählerschaft dazu auf, den APC-Kandidaten Ernest Bai Koroma¹² zu unterstützen. Koroma gewann die Präsidentschaftswahlen daraufhin mit knapper und auch umstrittener Mehrheit (vgl. Kande 2008: 609-610). Nach einigen Tagen angespannter Ungewissheit akzeptierte Berewa das Wahlergebnis schließlich und ermöglichte so – manchen Interpretationen zufolge – einen »friedlichen Regierungswechsel« und damit einen »entscheidenden Moment der Friedenskonsolidierung« (Radeke 2009: 6; vgl. ähnlich Wyrod 2008: 70). Dieser Moment wird als umso bemerkenswerter angesehen, als die nach Kriegsende zunächst weiterhin in Sierra Leone stationierten UNAMSIL Peacekeeping-Truppen bereits eineinhalb Jahre vor den 2007er Wahlen abgezogen worden waren; seitdem ist in Sierra Leone nur noch eine nicht-militärische, auf politische Beratung und Beobachtung ausgerichtete UN-Mission – das *United Nations Integrated Peacebuilding Office in Sierra Leone* (UNIPSIL) – stationiert. Der »friedliche Regierungswechsel« (Radeke 2009: 29) wird vor diesem Hintergrund als ein Erfolg gewertet, der in Sierra Leone demnach aus eigener Kraft und gerade nicht auf internationalen Druck hin erreicht worden ist.

Allerdings wird in dieser Interpretation nicht berücksichtigt, dass Berewas Entscheidung, von einer gewaltsamen Anfechtung des Wahlergebnisses abzusehen, wohl zumindest anteilig dadurch mitbeeinflusst worden ist, dass internationale Entwicklungshilfeszahlungen und Kreditgewährungen im Falle einer gewaltsamen Anfechtung mit hoher Wahrscheinlichkeit ausgesetzt worden wären.

11 | Der Journalist Bockarie erklärte mir beispielsweise: *»Really, I was against the arrest of Hinga Norman. I did not support it, because he seriously fought for this country. And he particularly fought for SLPP. After they [AFRC/RUF, Anm. A.M.] overthrew the SLPP government, he fought until it was reinstated. And after the SLPP people settled down again they arrested Hinga Norman. But it was not actually them but the Special Court, which means United Nations and Sierra Leone joined together. But I did not support the idea to arrest him. Up until now it is bothering me.«* (Interview 20.04.2009)

12 | Ernest Bai Koroma steht in keiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu Johnny Paul Koroma, dem zentralen Repräsentanten des AFRC (siehe oben 5.1.8). Koroma ist in Sierra Leone ein ebenso häufiger Name wie Müller oder Meier in Deutschland.

Insofern war die »internationale Gemeinschaft« an dem »friedlichen Regierungswechsel« (Radeke 2009: 6) zwar nicht durch militärischen, aber durch finanziellen Druck durchaus beteiligt (vgl. Kandeh 2008: 628). Eine Machtübernahme unter Bedingungen internationaler Isolierung kann Berewa nicht erstrebenswert erschienen sein, da ein anschließender Machterhalt nahezu unmöglich gewesen wäre. In den Jahren nach Kriegsende wurden bis zu 80 Prozent des jährlichen sierra-leonischen Staatshaushalts über externe staatliche und institutionelle Entwicklungshilfe- und Kredit-Geber finanziert (vgl. Kandeh 2008: 605). Eine Regierung, die ohne diese Mittel hätte auskommen müssen, wäre nicht einmal in der Lage gewesen, ihre Beamten zumindest sporadisch zu bezahlen, geschweige denn politischen Günstlingen im Gegenzug für ihre Loyalität Vorteile zukommen zu lassen. Dies war Berewa ohne Frage in aller Deutlichkeit bewusst. Als Vize-Präsident der zweiten Kabbah-Regierung war er von 2002 bis 2007 für die Vergabe geberfinanzierter öffentlicher Aufträge verantwortlich gewesen:

»This assistance was channelled through the office of Solomon Berewa, who was responsible for awarding contracts, the recipients and beneficiaries of which were mostly cohorts and clients of the former vice-president and SLPP presidential candidate. Donor funds earmarked for poverty alleviation, education, health and infrastructural development did more to improve the material lot of SLPP leaders (many, including MPs [Parlamentsangehörige, Anm. A.M.], doubled as contractors) than the living conditions of the people.« (Kandeh 2008: 605)

Zudem wird in der Friedenskonsolidierungs-Interpretation der 2007er Wahlen ausgeblendet, dass der Wahlkampf, der im Vorfeld des »friedlichen Regierungswechsels« geführt wurde, tatsächlich wenig friedenskonsolidierenden Charakter hatte – so wenig, dass UN-Beobachter sich mehrfach dazu veranlasst sahen, ihre »tiefste Besorgnis« auszudrücken.¹³ Die Anlässe für diese Besorgnis werden in UN-Erklärungen und auch in wissenschaftlichen Arbeiten über die 2007er Wahlen meist als »gewaltsame Zusammenstöße« und »Einschüchterungen« bezeichnet (etwa »incidents of violence and intimidation across the country«, Kandeh 2008: 616), ohne dass genauer erläutert wird, wer mit wem gewaltsam zusammengestoßen ist und wer von wem aus welchen Gründen eingeschüchtert werden sollte.

Das bislang einzige ausführlichere Angebot an Antworten auf diese Fragen liefert ein Artikel von Maya Christensen und Mats Utas (2008): Auf Basis von Feldforschung unter ehemaligen Kämpfern in Freetown während des 2007er

13 | In einer UN-Pressemeldung vom 30.06.2007 heißt es beispielsweise: »The United Nations and its international partners have voiced renewed concern at widely reported cases of intimidation and violence ahead of elections in Sierra Leone next month, calling on all concerned to avoid incitement and provocation in the small West African country that is still recovering from a disastrous decade-long civil war.« (UN News Center 2007).

Wahlkampfes beschreiben sie, dass die politischen Führungskräfte der wahlkämpfenden Parteien während und auch schon lange vor dem 2007er Wahlkampf eine »Remobilisierung von Exkombattanten« betrieben (*remobilization of ex-combatants*), Hervorhebung im Original, Christensen/Utas 2008: 519); dies jeweils mit dem Ziel, loyale Bodyguards zum eigenen Schutz und gewaltbereite Kräfte zur Einschüchterung der politischen Konkurrenz und der Wählerschaft zu akquirieren. Mats Utas hat allerdings eingeräumt, dass seiner Erfahrung nach unter den Angeworbenen durchaus auch männliche Jugendliche und junge Männer ohne Kämpfervergangenheiten waren. Der Fokus der Forschung, auf deren Grundlage Christensen und Utas die »Remobilisierung von Exkombattanten« beschreiben, lag aber eben auf Exkombattanten (persönliches Gespräch am 21.11.2010).

Christensen und Utas schildern, dass die Präsidentschaftskandidaten von APC und SLPP bereits ein Jahr vor dem Wahltermin damit begannen, weithin bekannte ehemalige Kämpfer in so genannte *task forces* zu rekrutieren, die ihnen jeweils persönlich unterstanden. Auf der Seite des APC-Kandidaten Ernest Bai Koroma war der prominenteste unter diesen Rekruten ein ehemaliger RUF-Kommandeur, der unter dem Pseudonym ›Leather Boot‹ bekannt ist. Auf der Seite des SLPP-Kandidaten Solomon Berewa wurde ein weithin als ›Bomblast‹ bekannter ehemaliger General der *West Side Boys* angeworben (vgl. Christensen/Utas 2008: 526; zu den *West Side Boys* siehe oben 5.1.8). Der PMDC-Gründer und -Präsidentschaftskandidat Charles Margai rekrutierte vermutlich vor allem ehemalige *Kamajor*/CDF-Kommandeure – allerdings war die PMDC *task force* gerade in Freetown deutlich weniger präsent als die *task forces* von APC und SLPP. Maya Christensen erklärte auf meine Nachfrage hin, dass sie während ihrer Forschung in Freetown zwar mit keinem PMDC *task force* Mitglied gesprochen, aber in Interviews und Gesprächen oft gehört habe, dass die PMDC *task force* vor allem mit *Kamajors* besetzt sei (E-mailkorrespondenz mit Maya Christensen vom 21.04.2010). In einem Bericht der sierra-leonischen Online-Zeitung *Awoko* vom 26.06.2007 wird zudem dargestellt, wie Margai auf einer Wahlkampftour im Kailahun Distrikt vor Anhängern mit seinen *Kamajor*-Verbindungen prahlte:

»During his recent political tour of Kailahun district, PMDC's Charles Margai swanked of a merger between his party and the Civil Defense Forces (CDF) before the death of the latter's ex-national coordinator Sam Hinga Norman. Mr Margai disclosed to party faithful at the PMDC's Kailahun office that, ›there is an agreement to the effect to justify my statement. He maintained that the agreement was signed between late Chief Hinga Norman and himself to unseat the SLPP through the ballot box come August 11 [der Wahltermin, Anm. A.M.]. He said with such a merger he was confident of a formidable security for himself and his supporters.« (Awoko/ohne Autorenangabe 2007)

Die frühzeitig angeworbenen und oft namenhaften *task force* Rekruten fungierten dann als Rekrutierungsmultiplikatoren, indem sie über eigene Netzwerke

und Reichtum-an-Menschen-Beziehungen weiteres *task force* Personal für ›ihre‹ jeweilige Partei anwarben: »When former commanders set out to sensitize ›their boys‹, asking them to join the campaigning, it was only a minority who turned the offer down.« (Christensen/Utas 2008: 526) Nach den Motiven für ihren Eintritt in die *task forces* befragt, gaben die Angeworbenen durchweg an, den 2007er Wahlkampf als Chance zu sehen, ihre von Arbeitslosigkeit, Armut und sozio-ökonomischer Marginalisierung bestimmte Lage zu verbessern: »The election is our last chance to benefit was a common statement by remobilized combatants [...].« (Christensen/Utas 2008: 523) Im Gegenzug für ihre Dienste stellten die Präsidentschaftskandidaten den Angeworbenen in Aussicht, sie nach einem erfolgreichen Wahlkampf reich zu belohnen: mit hohen Geldbeträgen, sonstigen Geschenken (Autos, Häusern etc.) und mit festen Arbeitsplätzen im staatlichen Sicherheitssektor, die sie treuen Unterstützern nach der gewonnenen Wahl verschaffen würden: »When deciding whether to join politicians' campaigns, it was the promise of jobs, further education and other long-term benefits that had the most powerful appeal.« (Christensen/Utas 2008: 528) Zudem erhielten hunderte registrierte *task force* Mitglieder zumindest für die Dauer des Wahlkampfes regelmäßig kleinere Geldbeträge; und in den *task force* Hauptquartieren, die um die SLPP- und APC-Parteibüros in Freetown aufgeschlagen wurden, konnten sie schlafen und es wurde täglich Verpflegung für sie bereitgestellt:

»Though these benefits varied significantly, depending on whether one was a senior commander or a junior member of the task force, most ex-combatants considered them significant. This was especially true for SLPP supporters, who generally received financial benefits on a much more regular basis than APC supporters. In the SLPP task force, all registered members (even the most junior ones) received 5,000-10,000 Leones per day (so called ›cigarette money‹), and received basic food when they arrived at the office for their shift. For SLPP supporters who didn't register as members of the party and therefore didn't receive any money, simply getting shelter for the night was a significant motive for going to the office. [...] *It was obvious that most mobilized combatants were much better-off than they had been before the campaigning started.*« (Christensen/Utas 2008: 527-528; Hervorhebung A.M.)

Keiner der Präsidentschaftskandidaten gab eine offizielle Erklärung dazu ab, aus welchen Gründen und zu welchen Zwecken diese aufwendig unterhaltenen *task forces* formiert worden waren. Oder noch anders formuliert: Obwohl sie in keiner Weise versteckt wurden und, im Gegenteil, zu Einschüchterungszwecken sogar möglichst sichtbar sein sollten, existierten die *task forces* offiziell gar nicht – oder nur insofern, als die Präsidentschaftskandidaten einander öffentlich entrüstet vorwarfen, Exkombattanten als »Schläger« (*thugs*) anzuwerben und so den friedlichen Ablauf der Wahlen zu gefährden (vgl. etwa ICG 2007: 6; Christensen/Utas 2008: 533). Auf die Frage, welchen Zwecken die *task forces* ihrer Meinung nach dienten, erklärten *task force* Mitglieder in Interviews und Gesprächen mit

Christensen und Utas, dass Politiker den staatlichen Sicherheitskräften misstrauen würden und es vorzögen, zu ihrem Schutz eigene Sicherheitskräfte anzuheuern. Die Bereitstellung von Bodyguards für das politische Führungspersonal sei jedoch nur eine Funktion der *task forces*. Darüber hinaus, so wurde erklärt, bliebe Politikern gar nichts anderes übrig, als Exkombattanten anzuwerben – um sie auf ihre Seite zu bringen, sie unter eigener Kontrolle zu halten und ihre Rekrutierung in die *task forces* der politischen Konkurrenz zu verhindern. Würden die Präsidentschaftskandidaten sich nicht um ›eigene‹ Exkombattanten bemühen, müssten sie damit rechnen, jegliche Kontrolle über die Sicherheitssituation zu verlieren und von der politischen Gegenseite hinsichtlich der Kapazitäten für so genannte *political violence* in den Schatten gestellt zu werden (vgl. Christensen/Utas 2008: 521-522). Während des 2007er Wahlkampfes wurde *political violence* in Form von versuchten Anschlägen auf Politiker der jeweiligen Gegenseite, in Form von Einschüchterungsaktionen gegen kritische Journalisten und gegen Wählerinnen und Wähler (etwa bei Wählerregistrierungen) sowie insbesondere in Form von gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen *task forces* verübt (vgl. Christensen/Utas 2008: 532ff.; ICG 2007: 5-6; 2008: 4-5). Dazu, wie viele Personen im Zuge dieser *political violence* verletzt oder sogar getötet wurden, gibt es weder verlässliche Zahlen noch auch nur Schätzungen. In jedem Fall scheinen Gewalttaten nur sporadisch – vor allem in Zuge von Wahlkampfveranstaltungen – und überwiegend zwischen *task force* Mitgliedern verübt worden zu sein.

Aus einem liberalen Demokratieverständnis heraus mag *political violence* als wenig erfolgsversprechendes Wahlkampfinstrument erscheinen. Warum schließlich sollten Wählerinnen und Wähler für Kandidaten und Parteien stimmen, die sie bedrohen? Gewaltgestützte Wahlkampfaktiken korrespondieren aber mit einem speziellen Machtkalkül, das erst unter Bedingungen einer Nicht-Selbstverständlichkeit der Geltung demokratischer Regeln und eines stets infrage gestellten staatlichen Gewaltmonopols nachvollziehbar wird: ›Macht‹ ist dann in erster Linie eine Frage der glaubhaft zur Schau gestellten Fähigkeit, erwünschte Ergebnisse notfalls auch erzwingen zu können (vgl. Hoffman 2004: 222; Moran 2008: 104). Entsprechend ließe sich kalkulieren, dass Wählerinnen und Wähler es vorziehen müssten, für die Person beziehungsweise für die Partei zu stimmen, von der sie erwarten, dass sie sich die Kontrolle über staatliche Institutionen im Falle einer Wahlniederlage absehbar ohnehin mit Gewalt nehmen wird.¹⁴ Zu-

14 | Stephen Ellis (1999) und Mary Moran (2008) spekulieren mit Blick auf die Wahl von Charles Taylor zum liberianischen Präsidenten im Jahr 1997, dass eben solche Entscheidungslogiken letztlich zu Taylors Wahlerfolg geführt haben: »What ordinary voters in Liberia have realized remains obscure to most voters in liberal democracies of the West; it is not the people's act of voting that actually confers power on an elected official. To contest an election, in the U.S. or Liberia, or anywhere else, requires that a candidate be powerful beforehand.« (Moran 2008: 104)

mindest sollte es Wählerinnen und Wählern sinnvoll erscheinen, zu Hause zu bleiben, statt wählen zu gehen, sollte ihre präferierte Person/Partei ihre Sicherheit schon während der Wahlen nicht garantieren können. Allerdings zeugt der knappe Wahlsieg des APC davon, dass die ›Kraftdemonstrationen‹ der Parteien im 2007er Wahlkampf wohl in keine Richtung deutlich wahlentscheidenden Eindruck gemacht haben. Auch hat die *political violence* des 2007er Wahlkampfs Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner überwiegend nicht von den Wahlurnen fernhalten können. Insgesamt gaben 75 Prozent der registrierten Wählerinnen und Wähler ihre Stimme ab; registriert waren 91 Prozent der geschätzten Gesamtzahl der Wahlberechtigten (vgl. Kandeh 2008: 608, 618).

Obwohl die *task force* Hauptquartiere sich in Freetown befanden, blieben weder die sichtbare Präsenz der *task forces* noch die Ausübung von *political violence* im Verlauf des 2007er Wahlkampfes auf die Hauptstadt beschränkt (vgl. ICG 2007: 5; 2008: 4). Zum einen ließen sich die Präsidentschaftskandidaten und ihre Abgesandten auch auf Wahlkampfreisen in den Distrikten stets von ihren persönlichen Sicherheitskräften begleiten. Zum anderen wurden, wie meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner berichteten, auch vor Ort in Bo Town (und ebenso auch in anderen Städten) männliche Jugendliche und junge Männer »aus den *ghettos*« angeworben, die dann beauftragt wurden, »Wahlkampfmärsche« (*rallies*) abzuhalten, die mit gewaltsamen Auseinandersetzungen und Übergriffen einhergingen und in deren Zuge in Bo Town ein Brandanschlag auf das lokale SLPP-Büro verübt wurde (vgl. auch ICG 2008: 4). Schilderungen der Vorgehensweise, nach der sogenannte *thugs* – Schläger – angeworben wurden, fielen insgesamt nahezu identisch aus. Meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner beschrieben, dass Politiker »*diese* jungen Männer« mit der Aussicht auf schnelles Geld, Drogen und Alkohol in ihre Dienste lockten. Die folgende Darstellung aus dem Interview mit der Lehrerin Rose ist in etwa repräsentativ:

»*They just go and get these ghetto boys. And they in turn know that it is the time that the politicians will give them money, they will give them cocaine, they will give them marihuana. They give them hard drugs so that they will misbehave. [...] If we want to avoid violence, the political parties must be warned: Any violence from your own people will disqualify you for the elections. And then they will control their people. They are the ones giving them these drugs.*« (Interview, 11.03.2009)

Alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner erklärten zudem übereinstimmend, es sei damit zu rechnen, dass auch der nächste Wahlkampf im Vorfeld der Parlaments- und Präsidentschaftswahlen im November 2012 von *political violence* geprägt sein wird (ich gehe weiter unten kurz auf die 2012er Wahlen ein, die entgegen dieser Erwartungen insgesamt gewaltarm verlaufen sind, siehe 6.2.5). Diese Erwartungen sind einerseits kaum überraschend, da, wie ich in Kapitel 7 noch ausführlich darstellen werde, tatsächlich auch bereits die Wahlkämpfe der Vorkriegszeit von *political violence* geprägt waren (siehe unten 7.2.2

und 7.2.3). Allerdings haben meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner diese Vorkriegs-*political violence* kaum je erwähnt. Auch wird *political violence* selbst angesichts ihrer langen Geschichte keinesfalls als normal oder gar als letztlich unbedenklich angesehen, im Gegenteil: Als Antwort auf meine Interviewfrage nach Problemen, die den Frieden in Sierra Leone gefährden, wurde in etwa gleichauf mit Arbeitslosigkeit einhellig der Machtkampf zwischen den Führungskräften der politischen Parteien und insbesondere die Anwerbung »dieser jungen Männer« für *political violence* genannt. Die Verrohtheit, die »diesen jungen Männern« zugeschrieben wird, wird zugleich als Gewaltressource angesehen, die zahlungskräftigen Machteliten nach Gutdünken zur Verfügung steht und die gegebenenfalls, wenn der Entschluss dazu gefasst würde, auch für noch größer angelegte Gewaltkampagnen genutzt werden könnte. Der Student Alex erklärte: »Let me tell you something. If there are big men who are ready to sponsor fighting, it will happen. People are ready for that.« (Interview, 20.04. 2009) Ibrahim, ein ehemaliger *car wash boy*, führte aus: »The two parties, SLPP and APC ... these are the two main parties in this country. If only they forget about power issues and come together in terms of development, there will be peace. But if not, I don't think that peace will continue.« (Interview, 06.04.2009) Ähnlich äußerte sich auch Victor, ein *bike rider* und ehemaliger RUF-Kämpfer:

»Well, for Sierra Leone now ... the only future violence that I can think of is only by political means...through politics ... SLPP and APC. Because the way politics are going on, it is igniting violence. You know ... it is really bad ... much confusion ... the way things are going. And we don't know. It might erupt into more violence, maybe 2012.« (Interview, 03.03.2009)

In der Zuweisung von Schuld und Verantwortung für *political violence* machten meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner in aller Regel keinen Unterschied zwischen den Parteien. Diejenigen, die eine klare Partei-Präferenz einräumten, fügten ihren Einschätzungen aber oft zumindest im Nachsatz hinzu, dass jeweils entweder der APC oder die SLPP in erster Linie für die Provokation politischer Machtkämpfe verantwortlich sei und die Anwerbung gewaltbereiter *thugs* erst initiiert habe. Die Parteipräferenzen verliefen dabei unter meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern recht exakt entlang der etablierten ethno-regionalen Trennlinie zwischen dem Temne-dominierten Norden und Westen und dem Mende-dominierten Süden und Südosten (siehe oben 2.1.1); was die parteipolitischen Präferenzen angeht, wurde diese Trennlinie also in der ethnischen Vielfalt von Bo Town zumindest in etwa ›eingehalten‹. Die Schülerin Alice (Mende) erklärte beispielsweise:

»We have problems with the political parties, with politics in general in this our country. And that is why I say that the peace in this country is not stable. [...] Because the APC wants to rule the country forever ... even though they are only now the government of the day.« (30.03.2009)

Die Kleinhändlerin Isatu (Temne) konstatierte hingegen:

»Now that we have made peace, I think that we should make one word [Einigkeit, Anm. A.M.]. Let us make one word! But some just don't want to accept APC ... that is why there is no peace right now. Not to say that there still is rebel war. But this politics business creates problems.« (Interview, 08.04.2009)

6.1.5 Political violence im März 2009

Während meines Forschungsaufenthalts habe ich unmittelbar miterlebt, wie sich die zunächst sehr gefasst vorgetragenen und in erster Linie auf den 2012er Wahlkampf fokussierten Erwartungen von *political violence* im März 2009 in unmittelbar drängende Befürchtungen verwandelten. Diese Eskalation dauerte bis Anfang April an, als zumindest für den Moment wieder einigermaßen sicher schien, dass keine großangelegten Gewaltoffensiven bevorstanden.

Im Vorfeld lokaler Wahlen kam es Mitte März 2009 in der Kleinstadt Gendema (Pujehun Distrikt) zu gewaltsamen Zusammenstößen zwischen APC- und SLPP-*thugs*. Diese Zusammenstöße, von denen es hieß, sie seien von extra angeordneten APC-Schlägertruppen initiiert worden, wurden in Bo Town von vielen als gezieltes Manöver gedeutet, mit dem die SLPP-Wählerschaft im Pujehun Distrikt – einer SLPP-Hochburg – eingeschüchtert und von der Stimmabgabe abgehalten werden sollte.¹⁵ In Gendema flohen Einwohnerinnen und Einwohner aus Angst vor einer womöglich bevorstehenden Gewalteskalation aus der Stadt und versteckten sich im umliegenden Busch; in der nationalen und lokalen (in Bo Town) Radioberichterstattung über die Gewalt in Gendema wurden prompt Parallelen zu Flucht und Vertreibung unter Bedingungen kriegesischer Gewalt gezogen. Wenige Tage nach diesen Ereignissen wurde – mutmaßlich als SLPP-Racheaktion für Gendema – in Kenema ein Brandanschlag auf das Auto eines APC-Regierungsmitglieds verübt. Daraufhin kam es auch in Kenema zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen APC- und SLPP-*thugs*. Erneut einige Tage später kam es dann in Freetown zu Gewalttaten, die als schrecklicher Höhepunkt der *political violence* Welle empfunden wurden: Im Zuge eines Überfalls auf das SLPP-Hauptquartier, dem Straßenkämpfe vorausgegangen waren, wurden mehrere Frauen vergewaltigt, die sich in der Cafeteria des Gebäudes aufhielten.¹⁶

15 | Ein im Frühjahr 2012 teilweise veröffentlichter, von der Koroma-Regierung in Auftrag gegebener Ermittlungsbericht kommt hingegen zu dem Ergebnis, die Gewalt in Gendema sei vielmehr von SLPP-*thugs* initiiert worden, die einen Überfall auf wahlkämpfende APC-Politiker geplant hatten und dann von der drastischen Gegenwehr der APC-Sicherheitskräfte überrascht wurden (vgl. Blyden 2012a).

16 | Ein knapper Überblick über die *political violence* im März 2009 ist auch in einem 2009er Bericht des UN-Generalsekretärs zur Lage in Sierra Leone zu finden (vgl. UN Secretary General 2009: 1-2).

Anders als ›maßvoll‹ ausgeübte züchtigende Gewalt gegen Frauen und Mädchen (siehe oben 6.) werden überfallartige Vergewaltigungen außerhalb bestehender ehelicher Beziehungen oder *boyfriend-girlfriend*-Verhältnisse als schreckliche Verbrechen angesehen, die an *rebel*-Gewalt erinnern und mit *rebel*-Gewalt assoziiert werden. Als Anführer der Gruppe, die den Überfall auf das SLPP-Hauptquartier und mutmaßlich auch die Vergewaltigungen ausgeführt hat, gilt der ehemalige RUF-Kommandeur Leather Boot – ein hochrangiger Angehöriger der APC *task force* im 2007er Wahlkampf, der ebenso wie andere hochrangige *task force* Mitglieder nach der erfolgreichen Wahl mit finanziellen Zuwendungen und einem festen Posten in einer paramilitärischen Polizeieinheit, der *Close Protection Unit* des Präsidenten, belohnt worden war (vgl. Christensen/Utas 2008: 537-538; Krogstad 2012: 280). Leather Boot selbst, der auch nach den Vergewaltigungen in Freetown weiter als Präsident Koromas persönlicher Bodyguard in Erscheinung trat, bestreitet diese Anschuldigungen.¹⁷

In der nationalen und lokalen Medien- und dabei insbesondere in der Radioberichterstattung, die in Sierra Leone die mit Abstand meistgenutzte Nachrichtenquelle darstellt, überschlugen sich im März 2009 widersprüchliche Berichte über die unübersichtlichen Abläufe der *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown sowie gegenseitige Anschuldigungen von SLPP- und APC-Politikern. Es zirkulierten Spekulationen über mindestens einen Toten in Gendema und über insgesamt ungewisse Verletztenzahlen sowie Erwartungen von noch mehr Gewalt, die sich jedoch nicht erfüllten. Stattdessen verabschiedeten die Parteispitzen von APC und SLPP auf Drängen und unter Aufsicht der aktuellen, nicht-militärischen UN-Mission in Sierra Leone am 2. April 2009 ein Communiqué, in dem sie *political violence* verurteilten – allerdings ohne dabei Verantwortung für die Gewalt in Gendema, Kenema und Freetown zu übernehmen:

»In essence, the joint communiqué calls for a cessation of all acts of political intolerance and violence; the recognition by the Government and the opposition of their respective roles and responsibilities [gemeint sind die Rollen und Verantwortlichkeiten, die von Regierung und Opposition in einem demokratischen Gemeinwesen idealerweise erfüllt werden sollen, Anm. A.M.]; and the establishment of independent mechanisms to investigate and review the incidents of political violence and the alleged acts of rape and sexual violence.« (UN Secretary General 2009: 2-3)

Obwohl Bo Town von der *political violence* Welle im März 2009 unmittelbar unberührt blieb, hatte sich bereits nach den ersten Berichten über die Ereignisse in

17 | Medienberichten zufolge scheint Präsident Koroma im Juni 2012 schließlich doch auf die Anschuldigungen reagiert und Leather Boot von seinem Posten in der *Close Protection Unit* entbunden zu haben. Auf die Nachfrage eines Reporters hin gab Leather Boot selbst allerdings an, keinesfalls entlassen worden zu sein (vgl. Awareness Times/ohne Autorengabe 2012).

Gendema angespannte Besorgnis breitgemacht, die sich für mich merklich vor allem darin äußerte, dass ich plötzlich gar nicht mehr nach friedensgefährdenden Problemen fragen musste, sondern sogar ganz ungefragt mit ihnen konfrontiert wurde: Am Tag nach den ersten Berichten über die Ereignisse in Gendema empfang mich beispielsweise der Lehrer Mr. Saidu, mit dem ich für diesen Tag einen Interviewtermin ausgemacht hatte, völlig aufgelöst vor seinem Radio sitzend. Er hatte gerade die neusten Spekulationen über bevorstehende Gewalteskalationen gehört und rang sichtlich um Fassung. Im Interview erklärte Mr. Saidu dann nachdrücklich: »*We need an international intervention. You see? If the present conditions are to continue, the international body* [die ›internationale Gemeinschaft‹, Anm. AM] *has to come in or we will have another war. Look at what is happening in Pujehun!*« (Interview, 12.03.2009) In den folgenden Tagen und Wochen wurde ich noch mehrfach sogar von mir unbekannten Leuten, die mich für eine Journalistin hielten, auf der Straße angehalten und darum gebeten, die Nachricht zu verbreiten, dass die UN erneut Truppen nach Sierra Leone entsenden müssen; nur so könne ein neuer Krieg verhindert werden. Zudem kursierten Gerüchte über eine Remobilisierung der *Kamajors*, auf die ich weiter unten noch ausführlich eingehe (siehe 6.1.8).

6.1.6 In Kwelu: »*We don't see it, we just hear about it.*«

Anders als in Bo Town war in dem 200-Einwohner-Dorf Kwelu, das ich Ende März 2009 das erste Mal besucht habe, von angespannter Atmosphäre nichts zu spüren. Die Bewohnerinnen und Bewohner von Kwelu gaben übereinstimmend an, sich von der *political violence*, die sie in der Radioberichterstattung verfolgt hatten, nicht unmittelbar bedroht zu fühlen. In einem Gruppeninterview mit den Frauen von Kwelu, das ich bei meinem zweiten Besuch (Anfang April 2009) geführt habe, antworteten sie auf meine Frage nach ihren Ansichten über die *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown: »*We don't see it, we just hear about it.*« (Gruppeninterview, 03.04.2009) Sie erklärten, dies bedeute nicht, dass sie sich keine Sorgen machen würden, schließlich hätten sie ja alle erlebt, was im schlimmsten Fall passieren kann. Eine Frau führte beispielsweise aus:

»*It is bothering us* [die *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown, Anm. A.M.]! *Look at me. They killed my mother in this war. I have strong feelings about this. It is bothering me. Right now, if my mother was here she would help me with my children. But she is not alive. You see?*« (Gruppeninterview, 03.04.2009)

Aber sie gingen zugleich davon aus, dass es in Kwelu nicht zu *political violence* kommen wird. Sie berichteten, Abgesandte der politischen Parteien würden in Wahlkampfzeiten zwar auch bis nach Kwelu kommen, um sie für ihre jeweilige Seite zu gewinnen; anders als in den Städten könne es den Politikern jedoch in Kwelu nicht gelingen, die jungen Männer aufzuhetzen.

Im Gruppeninterview mit den Männern des Dorfes versicherte mir auch der *town chief*, niemand in Kwelu würde einen Nutzen darin sehen, sich zu einer Beteiligung an *political violence* hinreißen zu lassen. Man habe aus langer Erfahrung gelernt, dass Politiker sich nach erfolgreichen Wahlausgängen ohnehin nicht mehr an das erinnern, was sie den Menschen auf den Dörfern während ihres Wahlkampfes versprochen hatten. Insofern sei es sinnlos, sich von Politikern für ihre Zwecke einspannen zu lassen:

»They come here and tell us to vote for them, but they don't give us benefits. Very soon they will begin to come again. After 2010, they will start to come here every day, day and night. We are near a central polling station. [...] But we don't want to fight. You hurt your brother ... for what? We never receive benefits. After the elections they don't remember us anymore.«
(Gruppeninterview, 04.04.2009)

Dennoch werden in Kwelu Vorkehrungen getroffen, um erst gar keine Gelegenheiten für von Politikern gestiftete Uneinigkeit aufkommen zu lassen. Ebenfalls im Gruppeninterview mit den Männern des Dorfes wurde mir dargelegt, dass die Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner jeweils schon vor den Wahlen in einer gemeinsamen Versammlung darüber abstimmen, welche Partei sie geschlossen für die beste halten und für welche Partei sie bei den Wahlen geschlossen stimmen werden. Obwohl letztlich nicht überprüfbar ist, ob alle Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner sich bei den ›echten‹ und geheimen Wahlen dann an das dörfliche Abstimmungsergebnis halten, herrscht in Kwelu somit genau genommen nicht (nur) Einigkeit, sondern (auch) ein institutionalisiertes Einigkeitsgebot. Der Dorfpolizist, ein vom *town chief* ernannter Ordnungshüter, erklärte:

»Here we all make one word [Einigkeit, Anm. A.M.]. After the war was over we made peace and it is an everlasting peace. When you came here, we told you that we are all brothers. We all support one party. Everyone has to support this one party, because the majority has decided upon it. You understand?« (Gruppeninterview, 04.04.2009)

Zu diesem Einigkeitsgebot passt auch, dass alle meine ›offiziellen‹ Interviewtermine, bei denen ich Fragen stellen und mein Aufnahmegerät laufen lassen wollte, in Kwelu als Gruppeninterviews angelegt werden mussten, zu denen idealerweise das ganze Dorf eingeladen werden sollte; dies nicht etwa, weil ich es so geplant hätte, sondern weil, wie der *town chief* insistierte, niemand ausgeschlossen werden sollte. Um die aus dieser Vorgabe resultierenden Großveranstaltungen zumindest ein Stück weit aufzubrechen, habe ich auf einen Vorschlag meines Freundes Mohammed hin, bei dessen Familie ich in Kwelu gewohnt habe, darum gebeten, die Gruppeninterviews zumindest in Frauen- und Männer-Interviews aufteilen zu dürfen – was der *town chief* ohne weitere Nachfragen oder Auflagen genehmigte. Geschlechtertrennung ist in alltäglichen Arbeiten und auch beispielsweise bei Feiern und Ritualen der geschlechtsspezifischen Geheimgesellschaften eine üb-

liche Praxis, die nicht mit Ausgrenzung und Diskriminierung assoziiert wird. Hingegen wurden meine Bitten darum, außerdem ein separates Gruppeninterview mit den Exkombattanten des Dorfes führen zu dürfen, konsequent ignoriert.

Im Gruppeninterview betonten die Männer des Dorfes, die Einigkeit, die in Kwelu herrsche, sei in den Städten nicht realisierbar. Dort gebe es zu viele arbeitslose junge Männer, die bereit seien, sich für Gewalttaten anheuern zu lassen:

They don't want to be in the villages anymore. They rush to go to the big towns [...]. And in the big towns there is no work for them. So politicians are able to use these boys. Bad people and thieves also use them. So fighting will be in the big towns.« (Gruppeninterview 04.04.2009)

Erst nach dieser Beschreibung ›gefährlicher junger Männer‹ in den Städten fiel mir in aller Deutlichkeit auf, was ich zuvor nur diffus, ohne es letztlich auf den Punkt bringen zu können, registriert hatte: nämlich dass ich in Kwelu überhaupt keine als verroht angesehenen ›gefährlichen jungen Männer‹ ausmachen konnte. Die Bewohnerinnen und Bewohner von Kwelu sind vielmehr ausnahmslos fest in dörfliche/familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und in die aus ihnen resultierenden Arbeitsverpflichtungen eingebunden, in denen nonkonformes Verhalten gar nicht erst geduldet wird.

Die bekannte Präsenz ehemaliger Kämpfer gibt in Kwelu angesichts dieser festen sozialen Kontrolle keinen Anlass zu Besorgnis. Mehrere Dorfbewohner, darunter auch der vom *town chief* ernannte Dorfpolizist, berichteten mir sogar voller Stolz, dass sie *Kamajors* seien (in dem Sinne, dass sie während des Krieges in die *society* initiiert worden sind) und Kwelu während des Krieges verteidigt haben (Gespräch, 28.03.2009). Darüber hinaus wurde mir mehrfach versichert, dass es in Kwelu auch RUF-Exkombattanten gebe. Sie zu identifizieren, ist mir jedoch nicht gelungen. Ich habe sowohl den *town chief* als auch den Dorfpolizisten und seine Frau (dies waren mein Ansprechpartner für ›offizielle‹ Anfragen in Kwelu) mehrfach darum gebeten, die Exkombattanten des Dorfes für mich zu einem Gruppeninterview zu versammeln – ohne Erfolg. Sie vertrösteten mich stets darauf, dass sie ein solches Interview jeweils zu meinem nächsten Besuchstermin organisieren würden, ohne dass es je dazu kam. Bei meinem dritten Besuch in Kwelu (Mitte April 2009) begann ich zu verstehen, dass sie tatsächlich gar nicht die Absicht hatten, mir eine solche, aus ihrer Sicht wohl hochgradig diskriminierende Veranstaltung zu ermöglichen. Daraufhin ließ ich das Thema fallen. Ein Gruppeninterview mit den Exkombattanten von Kwelu hätte kaum im Geheimen stattfinden können und hätte somit zwangsläufig dazu geführt, dass ihre Vergangenheiten der Dorfgemeinschaft öffentlich vorgeführt und in Erinnerung gerufen worden wären.

In Ngolu, einem deutlich größeren Dorf wenige Kilometer von Kwelu entfernt, in dem ich Mohammeds Bruder besuchte, der für mich außerdem einen Interviewtermin mit dem dortigen *town chief* ausgemacht hatte, war die in Kwelu so

hoch geschätzte Einigkeit hingegen nur ein nicht realisiertes Ideal: Zunächst erklärte zwar auch der dortige *town chief*, dass die Bewohnerinnen und Bewohner von Ngolu nichts mit »politischen Problemen« zu tun hätten und auch nichts mit ihnen zu tun haben wollen würden: »*When you look at us, we don't think about any political problems anymore. We only think about our farming and our mining* [Diamantenschürfen, Anm. A.M.].« (Interview, 24.04.2009) Er räumte dann jedoch ein, dass es in Ngolu während des 2007er Wahlkampfs nichtsdestotrotz nicht gelungen war, Uneinigkeit zu vermeiden:

»*In this town, we have members of all the different political parties. We have SLPP, APC, PMDC. There was real talk of war during the times for politics. [...] There was no real fighting, but malice was going on. If your neighbour did not support your own party, you were not able to talk to each other. But we pray to God that such conditions will not continue. Seriously. We pray to God for that.*« (Interview, 24.04.2009)

Ebenfalls anders als Kwelu liegt Ngolu mit seinen etwa 1000 ständigen Einwohnerinnen und Einwohnern (dies ist eine Schätzung von Mohammeds Bruder) inmitten eines vergleichsweise kleinen Diamantenabbaugebiets am Sewa-Fluss, in dem, wie der *town chief* berichtete, ein ständiges Kommen und Gehen von Diamantenschürfern herrscht: »*This is a diamond area, people come and go. Even from the cities ... if you give them money they will come and work.*« (Interview, 24.04.2009) Es ist leicht vorstellbar, dass fremde Diamantenschürfer, über deren Vergangenheiten nichts Näheres bekannt ist und die nicht in dorfgemeinschaftliche Reichtum-an-Menschen-Beziehungen integriert sind, in ›Diamantendörfern‹ wie Ngolu als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen werden. Da ich Ngolu nur einmal besucht und dann nur wenige Stunden dort verbracht habe, kann ich darüber aber selbst nur mit Blick auf Ngolu lediglich spekulieren.

6.1.7 Diebe, *armed robbers*, Schutzmaßnahmen und Wachsamkeit

Obwohl in Kwelu innerhalb der kleinen und engen Dorfgemeinschaft voneinander keine Gewaltbereitschaften erwartet werden, werden in Kwelu nichtsdestotrotz Schutzmaßnahmen getroffen. Diese sind auf Bedrohungen ausgerichtet, die von außerhalb der Dorfgemeinschaft erwartet werden – und zwar insbesondere von Dieben (*tiefman den*) und von sogenannten *armed robbers*; unter letzteren werden *rebel*-ähnliche Kriminelle verstanden, von denen es heißt, dass sie *rebel*-ähnliche bewaffnete Überfälle begehen. Um von vornherein zu verhindern, dass solche gefährliche Personen sich Zugang zum Dorf verschaffen, müssen durchreisende Fremde und Besucher, die nach Kwelu kommen, sofort nach ihrer Ankunft beim *town chief* vorstellig werden, den Grund ihres Besuchs angeben und abwarten, ob ihnen eine Aufenthaltserlaubnis erteilt wird – selbst wenn es dabei nur um eine einzige Übernachtung gehen sollte. Die Männer von Kwelu erklärten im Gruppeninterview:

»There are so many problems, we hear about them on the radio. But we here, we secure ourselves. We don't allow strangers to sleep here. If you are tired and you want to sleep here, you have to register with the chief first. That is how we avoid problems. So if there is going to be new fighting at all, it will be in the big towns.« (Gruppeninterview, 04.04.2009)

Auch der Händler Mr. Kandeh, der selbst in einem Dorf nahe Bo Town aufgewachsen war und als Händler über jahrelange Reiserfahrung verfügte, berichtete mir von diesen dörflichen Schutzmaßnahmen. Er erklärte, es handle sich bei ihnen um die praktische Umsetzung von Lehren, die aus Kriegserfahrungen gezogen worden seien. Er spezifizierte dies zwar nicht näher, meinte aber vermutlich in erster Linie Erfahrungen mit Spionage- und Infiltrationstaktiken, die während des Krieges von Kommandoeinheiten eingesetzt worden waren, um Überfallziele auszuspähen und Überfälle vorzubereiten (siehe oben 5.2.1):

»The war first came to the villages and then it moved from the villages until it reached Free-town. That is how it was. But we expect that such things will never again happen in the villages, because all the people who have gone back to their villages now protect their villages. They have become aware. For one, every person that enters the village, every stranger, has to report to the chief. Before the war they never did such things. It was free. You understand? But now that they have come back they have put some modalities in place. They watch the villages now. [...] When you arrive in the village they will ask you if the chief knows about you. Then you say ›No‹ and then they will tell you ›Go report to the chief.‹ When you report to the chief, the chief will question you. When everything is clarified he will present you: ›I received a visitor yesterday, he came in the night. But now you all see the visitor.‹ And then they will ask you: ›What is your mission? What is your purpose to come here.‹ Then you say: ›I came to this or that person.‹ And they will ask you: ›Who is this person to you, what did you come for?‹ They try to investigate to understand what you came for. And then they will let you go, but they will watch you. If you do anything, they will arrest you and take you to a big town, where there is police.« (Interview, 29.04.2009)

Sowohl Mr. Kandeh als auch der BPRM-Sekretär James, der in einem Dorf im Pujehun Distrikt aufgewachsen war, erklärten auf meine Nachfragen hin, dass es in der Vorkriegszeit auf den Dörfern hingegen noch selbstverständlich gewesen sei, durchreisenden Fremden einen Schlafplatz und eine Mahlzeit zu gewähren. Nur wer sich dauerhaft in einem Dorf niederlassen wollte, musste auch bereits in der Vorkriegszeit eine ausführliche Befragung über sich ergehen lassen, gegebenenfalls Leumundszeugen vorweisen und wurde dann unter die Aufsicht eines angesehenen Dorfbewohners gestellt.¹⁸ Die Nachkriegsneuerung besteht demnach

18 | Mariane Ferme beschreibt dieses Prozedere an einem ›Einbürgerungsfall‹ in Kpuawala, einem Dorf im Bo Distrikt, in dem sie in den späten 1980er Jahren geforscht hat: »A young man named Ibrahim had come to Kpuawala to visit a friend, and later he decided to stay. When he made this decision, he had to be introduced formally to the town elders

also darin, dass diese Vorsichtsmaßnahmen nun auch für durchreisende Fremde und kurzzeitige Besucher angewandt werden.

Mr. Kandeh äußerte zudem die Meinung, es sei durchaus eine Überlegung wert, ob sich nicht auch in den Städten ein ähnliches Arrangement einführen ließe: »*We call our capital city Freetown. But this does not mean that we just have to let everything go on freely, no!*« (Interview, 29.04.2009) Auch der ehemalige RUF-Kämpfer/*Kamajor* Vandy (siehe oben 6.1.1) formulierte im Gruppeninterview mit seinen Arbeitskollegen denselben Vorschlag, den seine Kollegen jedoch nicht für realisierbar hielten. Es ist in der Tat schwer vorstellbar, wie in der relativen Anonymität größerer Städte überhaupt ein Überblick über neu zugereiste Fremde behalten werden könnte. Diese Schwierigkeit dürfte sogar schon in größeren ›Diamanten-Dörfern‹ wie Ngolu gegeben sein, deren Einwohnerinnen und Einwohner an Fremde gewöhnt sind und neu zugereiste Fremde nicht unbedingt als solche erkennen. Ich habe den *town chief* von Ngolu leider nicht danach gefragt, aber ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass ihm nicht stets eine aktuelle Aufstellung neu eingetroffener Diamantenschürfer zur Verfügung steht.

Aber obwohl systematische Überprüfungen von und Zugangsbeschränkungen für Fremde nicht dazugehören, werden auch in Bo Town gemeinschaftlich organisierte Schutzmaßnahmen getroffen, etwa in Form von Nachbarschaftswachen, die mehr oder weniger regelmäßig patrouillieren. Zugleich ist die Vorstellung weit verbreitet, dass es eigentlich Aufgabe des Staates ist oder zumindest sein sollte, Sicherheit für seine Bürgerinnen und Bürger herzustellen. Ich wurde oft gefragt, ob nicht genau dies »in Europa« oder »in Amerika« ganz selbstverständlich der Fall sei. Eine verlässliche und vertrauenswürdige Polizei, die Kriminelle durch ihre Präsenz abschreckt, die im Notfall zur Hilfe gerufen werden kann und die dann schnell vor Ort ist, ist der Maßstab, an dem gemessen meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ihre eigene Situation beurteilten; und das, obwohl dieser Maßstab in Sierra Leone eigentlich nur aus offiziellen politischen Zielverlautbarungen, aus westlichen Filmen und aus Erzählungen von im Ausland lebenden Sierra Leonerinnen und Sierra Leoneern bekannt sein kann. In Sierra Leone hatte sich die Präsenz staatlicher Polizeikräfte auch schon in der Vorkriegszeit auf die Innenstadtgebiete der Hauptstadt und der größeren Distriktstädte beschränkt; ganz abgesehen davon, dass die Polizei unter dem APC-Einparteienregime als regimeeigenes Repressionsinstrument eingesetzt worden war (vgl. etwa Gberie 2005: 29; Krogstad 2012: 274). Während des Krieges wurden die meisten Polizeistationen dann zerstört, Ausrüstungsgegenstände und Fahrzeuge wurden gestohlen und die Polizei stellte ihren Dienst vielerorts ganz ein

and gain permission to settle. In the town meeting at which this event took place, Ibrahim was first asked whether he was running away from something, such as economic troubles or criminal infractions, to which he answered no. Then Ibrahim's host gave a brief account of the place and family of his guest's origin and of the history of their friendship.« (Ferre 2001: 104-105)

(vgl. Baker 2005: 375; Albrecht/Jackson 2009: 35). Peacebuilding-Bemühungen um den Wiederaufbau und die Reform des kaum mehr existenten staatlichen Sicherheitssektors standen somit allein schon vor immensen logistischen Herausforderungen; den mehreren tausend Polizeiangehörigen, die es zum Kriegsende zumindest auf dem Papier noch gab, standen im ganzen Land nur zwölf Fahrzeuge und nahezu keine Uniformen zur Verfügung (Albrecht/Jackson 2009: 34).

Allen Wiederaufbau- und Reformbemühungen zum Trotz ist im Nachkriegskontext auch weiterhin nicht damit zu rechnen – und es wird meiner Erfahrung nach auch nicht damit gerechnet –, dass staatliche Polizeikräfte effektiven Schutz vor Kriminellen bieten oder im Notfall überhaupt zur Hilfe kommen können. Außerhalb der Innenstadtgebiete der Hauptstadt und der größeren Distriktstädte gibt es auch im Nachkriegskontext meist gar keine staatliche Polizei (*government police*), sondern allenfalls eine *community police*, die von lokalen *chiefs* ernannt wird und unbezahlt ihren Dienst tut (vgl. Baker 2005: 380–381; 2006: 44). In der Innenstadt von Bo Town ist die *Sierra Leone Police* (SLP), so der offizielle Titel der *government police*, zwar zumindest tagsüber sichtbar. Aber schon jenseits der wenigen Straßenzüge, die die Innenstadt ausmachen, endet ihre Präsenz. Und auch für den Fall, dass ein Notruf von weiter außerhalb die Polizeistation tatsächlich erreichen sollte (es gibt keine offizielle Notrufnummer, aber Polizisten könnten von ihren Nachbarn und Bekannten auf ihren privaten Handys angerufen werden; Mobiltelefone sind weit verbreitet), stehen einem schnellen Eintreffen am Gefahrenort noch weitere Hindernisse im Weg. In Bo Town war allgemein bekannt, dass Polizeifahrzeuge, die eigentlich stets für Noteinsätze bereitstehen sollten, häufig gar nicht erst aufgetankt wurden, weil das für die Tankfüllungen bestimmte Geld in den Taschen der zuständigen Polizistinnen und Polizisten verschwand. Dies, so wurde mir häufig erklärt, sei zwar schädlich und verwerflich, aber keinesfalls unverständlich; angesichts geringer Löhne, die oft nur unregelmäßig ausgezahlt werden, seien Polizistinnen und Polizisten nun einmal auf Nebenverdienste angewiesen. Von solchen Geldnöten ein gutes Stück weit ausgenommen sind lediglich hohe Beamte und hochrangige Angehörige der spezialisierten paramilitärischen Polizeieinheiten, die zusammengenommen die sogenannte *Operational Support Division* (OSD) ausmachen; zur OSD gehört unter anderem auch die *Close Protection Unit* des Präsidenten, in die nach dem 2007er Wahlkampf Veteranen der APC *task force* rekrutiert worden sind (siehe oben 6.1.5). Anknüpfend an Strukturen aus der Zeit des APC-Einparteienregimes (und sogar auch mit einigen personellen Kontinuitäten aus dieser Zeit, vgl. Krogstad 2012: 280) wurden diese paramilitärischen Polizeieinheiten in der Nachkriegszeit im Zuge geberfinanzierter Sicherheitssektorreformen neu eingerichtet und ausgebildet, und ihre Angehörigen sind, anders als die Polizistinnen und Polizisten der ›einfachen‹ *government police*/SLP, schwer bewaffnet (›einfache‹ SLP-Polizistinnen und -Polizisten sind generell unbewaffnet, vgl. Baker 2006: 34). Im Nachkriegskontext soll die OSD, so die Peacebuilding-Idee hinter ihrer Neueinrichtung, den ›starken Arm‹ des staatlichen Gewaltmonopols ausmachen und

eingesetzt werden, um nichtstaatliche Gewalt abzuschrecken oder gegebenenfalls auch gewaltsam zu unterbinden (vgl. Krogstad 2012: 277-278). Die paramilitärischen Einheiten werden etwa für den Personenschutz hochrangiger Politiker und zur Kontrolle von Menschenansammlungen (Crowd Control), etwa bei Demonstrationen oder Wahlkampfveranstaltungen, eingesetzt (vgl. Albrecht/Jackson 2009: 90). Ich komme auf sie weiter unten, mit Blick auf den 2012er Wahlkampf, noch einmal kurz zurück (siehe 6.2.5).

Angesichts der Geldnöte ›einfacher‹ Polizistinnen und Polizisten erklärten meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner einhellig, es sei ratsam, nicht nur nicht auf ihre Schutz- und Hilfsdienste zu zählen, sondern ihnen nach Möglichkeit sogar gezielt aus dem Weg zu gehen, um nicht Gefahr zu laufen, verhaftet und mit fadenscheinigen ›Bußgeldern‹ belegt zu werden. Einmal habe ich sogar mitangesehen, wie Polizisten weggejagt wurden, als sie in eine sich anbahnende Messerstecherei eingreifen wollten, die sich direkt vor der Veranda meiner Freundin Adama abspielte, auf der sie in ihrem improvisierten Friseurgeschäft gerade eine Kundin betreute und sich dabei mit mir unterhielt. Anstelle der verjagten Polizisten wurde dann Sheriff herbeigeholt, ein ehemaliger RUF-Kämpfer, dessen Vergangenheit in Adamas und Sheriffs Nachbarschaft (Sheriff wohnte in derselben Straße einige Häuser weiter) ein offenes Geheimnis darstellte. Sheriff wurde von seinen Nachbarinnen und Nachbarn aber trotz und teilweise sogar gerade wegen seiner bekannten Kämpfervergangenheit geschätzt. Er stand in dem Ruf, sich unter Kontrolle zu haben, aber gegebenenfalls hart durchgreifen zu können. Eben deshalb wurde er auch für fähig gehalten, die Messerstecherei schnell und effektiv zu beenden.¹⁹ Dies gelang ihm im Handumdrehen und sogar ohne Gewalteininsatz; die Streitenden schienen gehörigen Respekt vor Sheriff zu haben. Auf meine Nachfragen hin erläuterte Adama, es sei eine sehr gute Entscheidung gewesen, Sheriff herbeizurufen. Die Polizisten hätten ja doch nur ihren eigenen Profit im Sinn. Hätte man sie gewähren lassen, hätten sie die Streitenden festgenommen, dubiose Bußgelder verhängt und sie so lange eingesperrt, bis ihre Familien sich bereit erklärt hätten, für sie zu zahlen – statt die Messerstecherei einfach nur zu beenden. Die umstehenden Nachbarn, von denen die Polizei verjagt und Sheriff herbeigeholt worden war, hätten den

19 | Auch der Sicherheitsforscher Bruce Baker beschreibt auf Basis von Interviews, die er 2005 in der Stadt Makeni geführt hat, dass als gefährlich geltende junge Männer ›ironischerweise‹ zuweilen zugleich als fähige Sicherheitsbereitsteller angesehen werden und diese Rolle gerne ausfüllen: »In the absence of the Sierra Leone Police (SLP) and sometimes with the failure of the customary structures (courts and chieftdom police) to re-establish themselves after the war, there emerged in Sierra Leone a clear security gap. Ironically, given their demonisation as violent combatants and idle unemployed civilians, it is the youth that frequently fill it. The more violent certainly perpetuate mob justice, however, in villages and poor townships many young people perceive themselves as ›guardians of security‹ (Interviews, Makeni, 20 February 2005).« (Baker 2008: 559)

Streitenden diesen Ärger ersparen wollen (Gespräch mit Adama, 09.04.2009). Bei den Streitenden handelte es sich um zwei Männer aus der Nachbarschaft, die Adama zufolge mit der Scham über ihr unkontrolliertes Verhalten genug bestraft sein würden. Es ging bei ihrem Streit um eine junge Frau, die beide Männer für sich gewinnen wollten.

Über Streitschlichtungen hinaus, die nach Möglichkeit nachbarschaftlich und ohne Involvierung der Polizei bewältigt werden sollen, sind gemeinschaftlich organisierte Schutzmaßnahmen auch in Bo Town auf die Abwehr von Dieben und *armed robbers* ausgerichtet; insbesondere wenn befürchtet wird, dass *armed robbers* in der Gegend ihr Unwesen treiben, patrouillieren nachts Nachbarschaftswachen. Solche Befürchtungen werden meist über die lokale Radioberichterstattung oder über Mundpropaganda verbreitet. Letztere wird dadurch beschleunigt, dass gebrauchte Mobiltelefone, die auf lokalen Märkten oder von fahrenden Händlern sehr günstig erworben und nahezu überall mit Guthaben aufgeladen werden können, mittlerweile in ganz Sierra Leone (auch auf den Dörfern) verbreitet sind. Die dem *paramount chief* untergeordneten und als seine Berater fungierenden *section chiefs* des Kakua Chieftdom, auf dessen Gebiet der größte Teil von Bo Town liegt, erklärten mir hierzu im Gruppeninterview:

»What really helped this country are mobile phones. [...] If there had been mobile phones, the war would have ended quickly. Like ... if the rebels decided to come to the town today people would be calling us, telling us that the rebels are coming. And then we would be able to prepare ourselves.« (Gruppeninterview, 25.02.2009)

Nachbarschaftswachen, die Diebe und *armed robbers* abwehren und nach Möglichkeit festnehmen sollen, werden von der *government police*/SLP geduldet – wobei sie ohnehin nicht über die Kapazitäten verfügen würde, um die Organisation von Nachbarschaftswachen zu unterbinden (vgl. auch Baker 2008: 560). Offiziell soll aber zumindest keine Selbstjustiz vonseiten der Nachbarschaftswachen geduldet werden. Stattdessen ist es offizielles Gebot, dass Nachbarschaftswachen Verdächtige oder auf frischer Tat Erwischte unbeschadet an die Polizei zu übergeben haben. Wie mir der Dorfpolizist in Kwelu erklärte, gilt diese Regelung auch für von *town chiefs* ernannte Dorfpolizisten. Andererseits wurde mir sowohl in Kwelu (unter anderem von der Frau des Dorfpolizisten) als auch in Bo Town oft ganz unverhohlen berichtet, dass gefangengenommene Diebe (ich habe von keinem Fall gehört, in dem Nachbarschaftswachen eine Gruppe von *armed robbers* gestellt hätten) vor ihrer Überstellung in aller Regel zur Abschreckung verprügelt werden; und dass es durchaus vorkommt, dass sie diese Prügel nicht überleben.

Diebe, deren Diebstähle die Armut der Bestohlenen noch verschärfen, werden heftig verabscheut und geradezu auf den Tod gehasst. Noch dazu wird das ›Beseitigen‹ oder zumindest Abschrecken von Dieben als wichtige soziale Vorsorgemaßnahme verstanden, wobei anscheinend an Erfahrungen und Interpretationen kriegesischer Gewalt angeknüpft wird. Demnach ist es notwendig,

gefährliche Potentiale von vornherein unter Kontrolle zu halten und dafür zu sorgen, dass aus Dieben nicht noch ›Schlimmeres‹ wird. Diebe, *armed robbers* und *rebels* sind demnach eng verwandte Übel. Diese Vorstellung lässt sich beispielhaft an den Ausführungen einer Nachbarin von Adama verdeutlichen, die mich bei einem auf Adamas Veranda geführten abendlichen Telefongespräch mit meinen um mich besorgten Eltern beobachtet hatte. Unterstützt durch Erläuterungen von Adama, die mit meinem telefonischen Beruhigungsprozedere bereits vertraut war, hatte die Nachbarin aus meiner beschwichtigenden Mimik und Gestik (die ich auch beim Telefonieren offenbar nicht abstelle) exakt richtig auf den Inhalt des Gesprächs geschlossen. Sie bat mich, meinen besorgten Eltern bei unserem nächsten Telefonat von ihr auszurichten, dass sie sich nicht um mich sorgen müssen. In Sierra Leone sei nun alles unter Kontrolle. Man habe aus dem Krieg gelernt. Die *rebels* seien nur Diebe gewesen und man wisse jetzt, wie mit Dieben umgegangen werden muss: »*We beat them.*« (Gespräch, 01.04.2009)

Während Taschendiebstähle und auch Einbrüche gemessen an der Zahl der konkreten Fälle, von denen ich allein in meinem engeren Umfeld in Bo Town gehört habe, ohne Frage häufig vorkamen, schienen bewaffnete Raubüberfälle eine Rarität darzustellen – obwohl über sie im Abstrakten nichtsdestotrotz gesprochen wurde, als würde es sich bei ihnen um alltägliche Vorkommnisse handeln (vgl. auch Baker 2005: 374).²⁰ Während meines Forschungsaufenthaltes habe ich konkret nur von einem bewaffneten Raubüberfall in Bo Town gehört, bei dem ein Diamantenhändler zusammengeschlagen, mit Schusswaffen bedroht und ausgeraubt wurde; über diesen Überfall wurde dann sogar in einer Freetowner Tageszeitung berichtet (vgl. Kawa 2009). Allerdings kursierten häufig Gerüchte und Befürchtungen, um nur ein Beispiel zu nennen: Im Frühjahr 2009 kursierten in Bo Town unter den *bike riders* Gerüchte, denen zufolge in den letzten Monaten entlang des Bo-Kenema Highway zahlreiche (!) nächtliche Überfälle auf *bike riders* verübt worden waren. Aber obwohl über diese Überfälle gesprochen wurde, als ob sie geradezu alltäglich vorkommen würden, schienen *bike riders* sich letztlich stets auf denselben Fall zu beziehen, der bereits einige Monate zurück lag und bei dem die mit Messerstichen übersäte Leiche des überfallenen und seines Motorrads beraubten *bike rider* bei Tagesanbruch am Straßenrand gefunden worden war.

Ich vermute, dass solche Gerüchte sich am treffendsten als Bestandteile einer alltäglichen Wachsamkeit verstehen lassen, die ein ganz eigenes ›Sicherheitsgefühl‹ vermittelt: nämlich das Gefühl, auf Gefahren in jedem Fall vorbereitet zu sein und sie gegebenenfalls rechtzeitig erkennen und abwenden zu können. Die

20 | Die offiziellen Kriminalitätsstatistiken, die von der SLP jährlich erstellt werden, sind zumindest in den letzten Jahren nicht veröffentlicht worden (vgl. Chikwanha 2008: 2). Bruce Baker zufolge, der für das Jahr 2004 Zugang zu SLP-Statistiken hatte, wurden im Jahr 2004 in ganz Sierra Leone 91 bewaffnete Raubüberfälle offiziell registriert (vgl. Baker 2005: 374).

Lehrerein Asanatu, die mir im Interview außerdem erklärte, kein geistig gesunder Mensch in Sierra Leone würde sich auf die Polizei verlassen, brachte die Notwendigkeit individueller Wachsamkeit auf die Formel: »*Everyday we have to provide security for ourselves.*« (Interview, 25.03.2009) Diese Wachsamkeit wird gerade im Umgang mit ›gefährlichen jungen Männern‹ unmittelbar ›aktiviert‹, insoweit sich ein Umgang mit ihnen nicht von vornherein vermeiden lässt. Wie ich unten noch ausführlich schildern werde, ist solche ›Unvermeidbarkeit‹ insbesondere im Hinblick auf *bike riders* gegeben, die jeden Tag auf den Straßen präsent sind und deren praktische und günstige Taxidienste – trotz der ›Gefährlichkeit‹ der *bike riders* – in Anspruch genommen werden (siehe unten 6.2.1).

6.1.8 *Kamajors* und ›gefährliche junge Männer‹

Obwohl meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner keine Zweifel an ihrem nicht vorhandenen Vertrauen in die staatlichen Polizeikräfte und an der daraus resultierenden Notwendigkeit individueller Wachsamkeit und gemeinschaftlich organisierter Schutzmaßnahmen ließen, wurden Gerüchte über eine Remobilisierung der *Kamajors*, die in Bo Town im März 2009 infolge der *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown kurzzeitig aufkamen, ganz und gar nicht erleichtert aufgenommen. Vielmehr trugen die Gerüchte sogar noch zur allgemeinen Beunruhigung bei – und zwar auch unter Mende-Leuten, als deren Selbstverteidigungsmiliz die *Kamajors* unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ursprünglich formiert worden waren (siehe oben 5.1.5). Am Tag nach den ersten Nachrichten über die Gewalt in Gendema äußerte der Lehrer Mr. Saidu (Mende) die Befürchtung, dass selbst eine erklärtermaßen auf Schutzzwecke ausgerichtete Rückkehr der *Kamajors* in jedem Fall zulasten der Zivilbevölkerung gehen würde:

Anne: »*Yesterday somebody told me that the Kamajors are ready to defend Bo, if something should happen here.*«

Mr. Saidu: »*Of course, yes! And actually if nothing else is going to be done soon, something like that will happen.*«

Anne: »*And do you think they are able to provide security?*«

Mr. Saidu: »*The Kamajors?*«

Anne: »*Yes.*«

Mr. Saidu »*Well, that would be to the detriment of us civilians.*« (Interview, 12.03.2009)

Der Schreibwarenhändler Mr. Vamboi (ebenfalls Mende) erklärte, dass *Kamajors* im Falle ihres Eingreifens in *political violence* wohl ebenfalls im Auftrag von Politikern handeln würden – also letztlich nicht anders als andere angeheuerte *thugs* auch:

»*There is a point at which the Kamajors will most likely fight against other Kamajors, depending on which side they are fighting for. It happened during the last elections. Some*

Kamajors went to the SLPP, others went to the PMDC [gemeint sind die Partei *task forces*, Anm. A.M.].« (Interview, 12.03.2009)

Insgesamt schienen meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ganz überwiegend davon auszugehen, dass ein Eingreifen der *Kamajors* im Ergebnis nichts mit Schutz zu tun haben würde. Hierzu passt, dass ehemalige *Kamajor*/CDF-Kämpfer keinesfalls pauschal als ehemalige Beschützer angesehen werden – im Gegenteil, die Verroththeitsannahme gilt auch für sie. Der Händler Mr. Kandeh (Mende) erklärte beispielsweise:

»Even the Kamajors did bad things. They said they were fighting for the people but they killed people. They killed people! They said they were fighting for the people, but they took sides. And the side that they took was their own. They took peoples properties. And that is why they killed a lot in this town. Me, I can testify for this, I will appear anywhere and talk about this and most people will confirm that I am talking the truth. The Kamajors were doing bad. They killed. They arrest you and you are not a rebel, but still they kill you.« (Interview 29.04.2009)

Einzelne *Kamajor*/CDF-Größen, allen voran Hinga Norman, aber auch ›einfache‹ *Kamajors*, die in einem Umfeld leben, in dem sie für erbrachte Schutz- und Verteidigungsdienste bekannt sind, werden allerdings durchaus aus generalisierten Verrothheitszuschreibungen ausgenommen. Dies wurde insbesondere in Kwelu deutlich, wo mehrere Dorfbewohner (unter ihnen der geachtete Dorfpolizist) mir offen und stolz von ihren *Kamajor*-Vergangenheiten berichteten. Ein Beispiel unter meinen Bekannten in Bo Town war Mr. Sanoh, ein etwa 50-jähriger und stadtbekannter ehemaliger *Kamajor*/CDF-Kommandeur, der als Peace Monitor für die lokale NGO BPRM tätig war (siehe oben 2.3.2) und der von vielen mit großem Respekt behandelt wurde. Selbst Adama, die erst nach Kriegsende nach Bo Town gezogen war, hatte von ihm gehört und zeigte sich beeindruckt, dass ich mit einem so angesehenen Mann bekannt war. In seiner Eigenschaft als Peace Monitor hatte Mr. Sanoh ein Auge auf die lokale ›Exkombattanten-Szene‹ (insbesondere auf die Jugendlichen in *chairman* Mahmuds *car wash*, siehe unten 6.2.2) und traf sich regelmäßig mit ehrenamtlichen Kollegen im BPRM Büro, um die Lage in Bo Town zu besprechen.

Gerüchte über eine Remobilisierung der *Kamajors* hatten bereits während des 2007er Wahlkampfs kursiert (vgl. ICG 2008: 4). Abgesehen davon, dass Charles Margai, der Gründer und Präsidentschaftskandidat der PMDC, ehemalige *Kamajor*/CDF-Kommandeure in seine *task force* rekrutierte (siehe oben 6.1.4), blieb es im 2007er Wahlkampf jedoch bei Gerüchten; und auch im März 2009 blieb die Rückkehr der *Kamajors* aus. Allerdings wurden in Bo Town in der Tat Versammlungen einberufen, bei denen *Kamajors* sich untereinander über Schutzmaßnahmen berieten, die angesichts der Gefahr einer räumlichen Ausweitung und Eskalation von *political violence* möglicherweise notwendig werden würden. Bei

diesen Schutzmaßnahmen sollte es sich letztlich schlicht um Nachbarschaftswachen handeln, die von geachteten und kampferprobten *Kamajors* angeführt werden sollten. Vermutlich waren diejenigen, die an diesen Treffen teilnahmen, in erster Linie ältere und angesehene ehemalige Kommandeure wie Mr. Sanoh. Dieser wollte sich auf Nachfrage zwar nicht näher zu den Versammlungen äußern, erklärte aber, dass die *Kamajors* selbstverständlich für Schutzdienste bereit stehen würden, wenn sie gebraucht werden sollten.

Überhaupt von diesen Versammlungen erfahren habe ich von Joe, einem etwa 40-jährigen arbeitslosen IT-Fachmann und Bekannten von Mr. Sanoh, den ich im Zuge seiner Jobsuche im BPRM-Büro kennenlernte und der als ehemaliger *Kamajor*/CDF-Logistiker (eigenen Darstellungen zufolge war er vor allem an der Vorbereitung von Einsätzen in und um Freetown Ende der 1990er Jahre beteiligt gewesen, siehe oben 5.1.8) auch selbst an den Versammlungen teilgenommen hatte. Joe stand zudem in engem Kontakt zu ehemals einflussreichen *Kamajor*-Größen. Mit dreien von ihnen – mit zwei Initiatoren (einer von ihnen war ein entfernter Verwandter von Joe) und mit einem berüchtigten ehemaligen Oberkommandeur, der zeitweise mehrere tausend *Kamajors*/CDF unter seinem Kommando gehabt haben soll (im Interview mit ihm war von 7000 Männern die Rede) – vereinbarte Joe für mich Interviewtermine, bei denen er mich zudem als Dolmetscher begleitete. Die Interviews wurden auf Mende geführt. Dabei hatte ich allerdings den Eindruck, dass wenigstens einer der beiden Initiatoren und der ehemalige Oberkommandeur sehr gut Krio verstanden und mir ohne Probleme auf Krio hätten antworten können. Sie schienen es aber als standesgemäßer und auch als sicherer zu empfinden, auf Mende und mithilfe eines ihnen vertrauten Übersetzers mit mir zu kommunizieren. Alle drei erklärten mir freimütig, nicht wirklich offen mit mir sprechen zu können, da sie sich als prominente *Kamajor*-Größen sowohl vor der sierra-leonischen Regierung als auch vor der »internationalen Gemeinschaft« in Acht nehmen müssten; und in letzter Konsequenz könnten sie sich schließlich nicht sicher sein, an wen ich das Gehörte weitergeben würde. Insbesondere der berüchtigte ehemalige Oberkommandeur, der *rebels* und *rebel*-Kollaborateure bei lebendigem Leibe gehäutet haben soll,²¹ berichtete, sich immer noch Sorgen darum zu machen, verhaftet und vor dem *Special Court* angeklagt zu werden:

»Some of our leaders have died in jail [Hinga Norman, A.M.] and some are still in prison. So, as a commander [...], you have to be afraid to do anything because you always remember that they have arrested them. So you have to be afraid that they might arrest you if you do anything.« (Interview, 28.04.2009)

21 | Nachdem Joe mir von diesem Ruf meines Interviewpartners berichtet hatte (einige Tage vor dem Interview), habe ich andere ehemalige *Kamajor*/CDF-Kämpfer nach ihm gefragt; zumindest vom Namen her kannten ihn alle und fast jeder hatte eine grausige Geschichte zu ihm zu erzählen.

Tatsächlich waren im Jahr 2009 aber schon längst keine weiteren Anklagen vor dem *Special Court* mehr vorgesehen (vgl. Periello/Wierda 2006: 28).

Sowohl die beiden Initiatoren als auch der ehemalige Oberkommandeur lebten zurückgezogen und in einfachen Verhältnissen – zwar in eigenen Häusern, aber ohne jeden Komfort wie ihn sich etwa wohlhabende Händler oder höhere Angestellte lokaler NGOs leisten können, etwa WCs, Kühlschränke oder Stromgeneratoren – in Bo Town beziehungsweise in Dörfern im Bo Distrikt. Sie gaben übereinstimmend an, sowohl miteinander in Kontakt zu stehen als auch Kontakte zu loyalen ehemaligen Kämpfern aufrechtzuerhalten; diese würden nach wie vor an sie denken, ihnen Besuche abstatten, nach Möglichkeit Gastgeschenke mitbringen und ihrem Urteil vertrauen. Alle drei brachten zudem ihre tiefe Verbitterung darüber zum Ausdruck, dass weder sie selbst noch ›einfache‹ *Kamajors* nach dem Krieg Belohnungen für ihren Kampf um die Wiedereinsetzung der Kabbah-Regierung nach dem AFRC-Putsch erhalten hatten (siehe oben 5.1.8). Sie beklagten, viele *Kamajors* würden in der Nachkriegszeit sogar in noch bittererer Armut leben als ehemalige RUF/AFRC-Angehörige. Einer der beiden Initiatoren erklärte, nüchtern betrachtet sei es für sie die beste Option, bei nächster Gelegenheit als Söldner nach Liberia, Guinea oder in die Côte D'Ivoire zu gehen, wo auch immer als nächstes ein neuer Krieg ausbrechen sollte. Von irgendetwas müssten sie schließlich leben: »*The Kamajors fought to restore democracy. But the government has not given benefits to the Kamajors in spite of their good work. That is why most of them are discouraged now. [...] It is only 5 % who have jobs now. 95 % are jobless. So the majority is suffering.*« (Interview Initiator A, 05.02.2009) Nach Abschluss unseres Interviews bat dieser Initiator mich, ihm dabei zu helfen, ein landwirtschaftliches Projekt zu akquirieren, an dem er möglichst viele *Kamajors* beteiligen wollte, um ihnen alternative Zukunftsperspektiven als (bezahlte?) landwirtschaftliche Arbeiter aufzutun. Ich sollte ihm helfen, bei der deutschen Entwicklungsagentur *Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit* (GTZ, mittlerweile *Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit* [GIZ]), die ein Büro in Bo Town unterhielt, Fördergelder zu beantragen. Der andere Initiator berichtete, er habe in seinem Dorf bereits versucht, eine landwirtschaftliche Kooperative als *Community-Based Organization* zu gründen. Deren offizielle Registrierung sei jedoch von der zuständigen Behörde, dem *Ministry of Social Welfare*, abgelehnt worden. Auch er bat mich, bei der GTZ nichtsdestotrotz für diese Initiative um Fördergelder zu werben (Interview Initiator B, 08.02.2009). Anders als die Initiatoren vermuteten, wurden jedoch weder von der GTZ noch – nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte – von anderen Organisationen Fördergelder angeboten, um die landwirtschaftlichen Initiativen sich eigenständig hätten bewerben können.²²

22 | Grundsätzlich können Kooperativen als *Community Based Organisations* beim sierra-leonischen *Ministry of Social Welfare* registriert werden und sie erhalten, wenn sie zugelassen werden, damit zumindest theoretisch die Berechtigung, sich um Fördergelder zu bewerben. Wie genau dies möglich sein soll und um was für Fördergelder es sich dabei

6.2 DIE ›GEFÄHRLICHEN‹

Im Folgenden komme ich nun ausführlich zu ›gefährlichen jungen Männern‹: zu ihren von sozioökonomischer Marginalisierung geprägten Lebensumständen, zu ihren Einschätzungen der auf sie bezogenen Gewalterwartungen und zu den Gewaltbereitschaften, die einige wenige in Interviews und Gesprächen eingeräumt haben. Obwohl ich *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer dabei der Übersichtlichkeit halber separat behandle, haben sie tatsächlich deutlich mehr gemeinsam, als sie trennt. Zwar können ›gefährliche junge Männer‹ ein Stück weit je danach unterschieden werden, wie genau sie Tag für Tag um ein Auskommen ringen. Die Trennlinien, die sich auf dieser Grundlage zwischen ihnen ziehen lassen, sind jedoch keinesfalls trennscharf. Beispielsweise gibt es arbeitslose junge Männer, die gelegentlich Motorradtaxi fahren, wenn befreundete *bike riders* ihnen ihre in aller Regel selbst nur gemieteten Motorräder überlassen – etwa weil sie ein paar Stunden Pause machen und zugleich einem Freund die Gelegenheit geben wollen, sich auch etwas Geld zu verdienen. Es gibt noch viele weitere Überschneidungsbeispiele, um nur noch eines zu nennen: Auch viele Straßenkinder finden sich, ebenso wie arbeitslose junge Männer, jeden Morgen auf den Marktplätzen von Bo Town ein, um zur Verfügung zu stehen, falls Arbeitskräfte nachgefragt werden sollten. Wer immer in Bo Town Arbeiter sucht, weiß, dass sie morgens auf dem zentralen Marktplatz zu finden sind.

Zudem befinden *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer sich in ihren individuellen Lebenssituationen insgesamt in ähnlich festgefahrenen sozioökonomischen Misere: Sie haben gemeinsam, dass es ihnen an Zugängen zu fördernden Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und damit an Chancen fehlt, tatsächlich sozioökonomisch ›voran‹ zu kommen, statt alltäglich von der Hand in den Mund zu leben. In dieser Lage treten sie ohne konkrete Ausichten auf sozioökonomischen Aufstieg – auf eine feste und einträgliche Arbeit, eine eigene Familie und soziale Anerkennung als verantwortungsvolle Männer – auf niedrigem Niveau auf der Stelle. Der Anthropologe Henrik Vigh beschreibt diese festgefahrte Misere auf Basis von Feldforschung mit ehemaligen Kämpfern in Bissau (der Hauptstadt von Guinea-Bissau), aber auch mit Blick auf ›gefährliche junge Männer‹ in Bo Town treffend als »social death«: »It is a state of massive marginalisation, abject poverty, impairment of one's social trajectory and *um tiro kada dia*, one shot of food a day – if lucky.« (Vigh 2006: 103-104; Hervorhebungen im Original) Alle *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslosen jungen Männer, die ich kennengelernt und mit denen ich gesprochen habe, erklärten übereinstimmend, sich dringend nach einem Ausweg aus dieser Misere zu sehnen, die, wie einige zudem erklärten, nur mit Alkohol und Marihuana »ver-süßt« überhaupt zu ertragen sei: »*You just have to make life sweet once in a while.*«

handeln könnte, ist jedoch völlig unklar. Vgl. hierzu auch die Analysen des *International Center for Not-for-Profit Law* (2013).

(Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern, 27.02.2009) Viele gaben an, sich alltäglich für ihre Situation zu schämen und berichteten zudem von der demütigenden Erfahrung, von Frauen und Mädchen nicht als Ehemänner und oft noch nicht einmal als *boyfriends*, also für weniger verbindliche Liebesbeziehungen, in Erwägung gezogen zu werden. Andere, die eine Ehefrau oder Freundin gefunden hatten, obwohl sie ihr keine Versorgungsperspektive bieten konnten, berichteten oft, dass sie letztlich doch wieder verlassen worden waren – oder aber fürchteten, bald wieder verlassen zu werden (vgl. ähnlich Vigh 2006: 100ff.). Alpha, ein arbeitsloser junger Mann, erklärte mir, dass »our sisters« (gemeint waren versorgungsbedürftige sierra-leonische Frauen, im Gegensatz zu mir, der Westlerin, die solche Probleme vermutlich nicht kennt) sie spätestens nach der Geburt des ersten Kindes nicht mehr lieben würden (Gespräch, 02.03.2009) – also dann, wenn der materielle Mangel durch die zusätzlichen Bedürfnisse des neugeborenen Kindes wohl als besonders bitter erfahren wird.

Angesichts solcher Erfahrungen ist es für *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer doppelt frustrierend, dass ihnen ihre sozioökonomische Lage oft pauschal als Ausdruck gewollter Verantwortungslosigkeit und gefährlicher Verroththeit ausgelegt wird. Es heißt dann, sie würden eigentlich gar keine Verantwortung für andere übernehmen wollen und seien dazu aufgrund ihrer Gewöhnung an ein von Drogenkonsum und Gewalttätigkeit geprägtes Leben wohl auch gar nicht fähig (siehe auch oben 6.1.3). Allerdings haben einige wenige ›gefährliche junge Männer‹ in Interviews und Gesprächen auch eingeräumt, in der Tat gewaltbereit zu sein. Anders als es mit der pauschalen Verroththeitsannahme erwartet wird, basieren die von ihnen eingeräumten Gewaltbereitschaften jedoch gerade nicht auf unkontrolliert brutalen Neigungen oder auf gewohnheitsmäßigen Präferenzen für verrothte Lebensweisen. Ihre Gewaltbereitschaften lassen sich vielmehr als wohlüberlegte Entscheidungen verstehen, alle sich bietenden Chancen auf sozioökonomischem Aufstieg oder auch nur auf Linderung der eigenen Misere zu ergreifen – inklusive solcher Chancen, die Gewalttätigkeit beinhalten.

6.2.1 *Bike riders*

Obwohl *bike riders* als ›gefährliche junge Männer‹ gelten, ist es in Bo Town weder möglich noch praktisch, ihnen aus dem Weg zu gehen. Motorradtaxi sind innerhalb der Stadt das günstigste und schnellste Personentransportmittel und es vergeht kaum eine Minute, in der auf den Straßen nicht gleich mehrere *bike riders* zu sehen sind. Um ein freies Motorradtaxi anzuhalten, reicht es, an den Straßenrand zu treten und »bike!« zu rufen. Laut Schätzung des *vice-chairman* der BRDA, der *bike riders* Organisation in Bo Town, gab es Anfang 2009 allein in Bo Town mindestens 2000 *bike riders* – Tendenz steigend. Die Motorräder für diese Masse an *bike riders* werden überwiegend von lokalen Händlern bereitgestellt, die sie extra zum Zweck der Vermietung an *bike riders* anschaffen. *Bike riders* müs-

sen täglich außer an Sonntagen, an denen sie ihre Einkünfte insgesamt behalten dürfen, einen Großteil ihrer Einkünfte an die Motorradeigentümer abtreten (vgl. ausführlich Menzel 2011).

Bike riders sind in Sierra Leone ein relativ neues Phänomen: Die Idee, als Taxis Motorräder einzusetzen, die sowohl in der Anschaffung als auch im Unterhalt günstiger sind als Autos und Kleinbusse und die darüber hinaus auch auf unbefestigten Straßen und Feldwegen fahren können, wurde gegen Kriegsende von ehemaligen Kämpfern eingeführt, die sich in den größeren Städten des Landesinnern, vor allem in Bo Town, Kenema, Koidu und Makeni, niederließen und *bike riding* als ökonomische »Nische« (Peters 2007: 6) für sich entdeckten.²³ So zumindest lautet die in Sierra Leone allgemein bekannte Entstehungsgeschichte zu *bike riding*.²⁴ Allerdings war *bike riding* tatsächlich wohl zu keinem Zeitpunkt ein ausschließlich ehemaligen Kämpfern vorbehaltenes Geschäft, sondern stets ein »gemischtes« Unternehmen, an dem auch bereits in der Anfangsphase Zivilisten beteiligt waren (vgl. Bürge 2011: 69). Mittlerweile gibt es in allen größeren und kleineren Städten in den Distrikten und auch in der Hauptstadt Freetown *bike riders* und lokale *bike riders* Organisationen (vgl. Richards/Bah/Vincent 2004: 35-36; Peters 2007: 14ff.). Im April 2009 wurde zudem eine nationale Schirmorganisation gegründet, die ihren Sitz in Freetown hat, die *Bike Riders Union* (BRU).

Die Geschichte des Motorradtaxigeschäfts (*bike business*) in Bo Town wurde mir ausführlich von Hassan geschildert, einem etwa 40-jährigen ehemaligen RUF-Kämpfer, der mir von dem *vice-chairman* der BRDA als einer der »Erfinder des Motorradtaxigeschäfts« vorgestellt wurde. Dabei war Hassan, nachdem seine Kommandoeinheit sich bereits Anfang 2000 nach Kämpfen mit liberianischen anti-Taylor Truppen an der Grenze zu Guinea aufgelöst hatte (siehe oben 5.1.8), eigentlich nach Bo Town gekommen, um drei Motorräder zu verkaufen, die er zusammen mit einem Freund in Conakry (der Hauptstadt von Guinea) gekauft hatte. Statt Motorradhändler wurde Hassan dann *bike rider*, weil sich für die importierten Motorräder zwar keine Käufer finden ließen, aber große Nachfrage nach günstigen Taxiservices bestand (vgl. mit Blick auf die Stadt Makeni ähnlich Bürge/Peters 2010: 169). Mithilfe eines weiteren Freundes, der in Bo Town bei dem beliebten lokalen Radiosender *Kiss 104* arbeitete, wurden Angebot und Nachfrage dann über Radiowerbung zusammengebracht. Hassan berichtete:

»When we came back [nach Bo Town, Anm. A.M.], we had this one friend, he was working at Radio Kiss 104. [...] When we met with him, he told us: »Well friends, I know you want to do business, but now the business is not going well. I want you to take the bikes, park them,

23 | In anderen westafrikanischen Ländern sind Motorradtaxis bereits mindestens seit den 1980er Jahren verbreitet, vgl. etwa Fasakin (2001).

24 | Vgl. auch Richards/Bah/Vincent (2004: 35-36), Fithen/Richards (2005: 134), Peters (2007: 127), Bürge/Peters (2010: 168ff.).

and then I will broadcast the message that there are bikes for rent to go any direction that a person may want to go. So that is how we started bike riding.« (Interview, 07.04.2009)

Zusammen mit weiteren Bekannten, die sich am *bike business* beteiligen wollten, gründete Hassan noch im Jahr 2000 die Vorläuferorganisation der späteren BRDA (vgl. auch Richards/Bah/Vincent 2004: 36). Der Führungskreis der BRDA, bestehend aus einem *chairman*, einem *vice-chairman* und diversen *secretaries* mit unterschiedlichen Aufgabenbereichen – unter anderem die Registrierung der *bike riders*, das Eintreiben von Mitgliedsbeiträgen und Öffentlichkeitsarbeit²⁵ – war auch 2009 noch überwiegend mit diesen 2000er Gründungsmitgliedern besetzt, von denen die meisten, anders als Hassan, einen *Kamajor*/CDF-Hintergrund hatten. Alle Mitglieder des BRDA-Führungskreises hatten das aktive *bike riding* zudem längst aufgegeben und waren neben ihren BRDA-Führungstätigkeiten mittlerweile beispielsweise Händler, Werkstattbetreiber, Restaurantbesitzer und, in allen Fällen, Eigentümer von Motorrädern, die sie an *bike riders* vermieteten. Als eigenständige Unternehmer, die unmittelbar nach Kriegsende noch nicht mit tausenden anderen *bike riders* um Fahrgäste konkurrieren mussten, war es den *bike riders* ›der ersten Stunde‹ (mein Begriff) also in der Nachkriegszeit gelungen, ein erhebliches Maß an sozioökonomischem Aufstieg zu realisieren. Hassan hatte sich offiziell bereits ganz aus dem BRDA-Führungskreis zurückgezogen, fungierte aber noch als eine Art Ehrenmitglied.

Trotz der bürokratisch anmutenden Struktur der BRDA – mit einem *chairman*, einem *vice-chairman* und diversen *secretaries* mit jeweils unterschiedlichen Aufgabenbereichen – wurde in der Art und Weise, wie BRDA-Funktionäre ihre Tätigkeiten für die *bike riders* von Bo Town schilderten, unmissverständlich eine Reichtum-an-Menschen-Logik deutlich, der zufolge *bike rider* Funktionäre vor allem *bike rider* Patrone sind und sein müssen.²⁶ Die Mitglieder des BRDA-Führungskreises bezeichneten die *bike riders* von Bo-Town als ›ihre Jungs‹ (*our boys*), die demnach sowohl Schutz als auch eine feste und zähmende Hand brauchen: Alltäglich schutzbedürftig waren und sind *bike riders* insbesondere gegenüber der *government police*/SLP, die sie bei sporadischen Verkehrskontrollen von der Stelle weg verhaften und mit hohen Bußgeldern belegen kann, die für *bike riders* in aller Regel unbezahlbar sind. Wie mir von dem BRDA *vice-chairman* erklärt wurde und

25 | Eine Öffentlichkeitsarbeitsmaßnahme, die ich während der Feldforschung miterlebt habe, bestand in einem vom BRDA-Führungskreis veranstalteten abendlichen Disco-Ausflug (*outing*), der wohl vor allem als vertrauensbildende Maßnahme gedacht war. Der Ausflug, zu dem ganz Bo Town über Radiowerbung eingeladen wurde, bestand darin, dass nahe des Sewa-Flusses, etwa 20 Minuten Fahrzeit von Bo Town entfernt, Musikequipment aufgebaut und eine groß angelegte, letztlich jedoch nicht gut besuchte Party abgehalten wurde.

26 | Dies wird ähnlich auch von Richard Fanthorpe und Roy Maconachie (2010) geschildert, die in den Jahren 2005 und 2008 Interviews mit dem BRDA-Führungskreis geführt haben (vgl. Fanthorpe/Maconachie 2010: 261-262).

wie ich bei einem unfreiwilligen Besuch auf der Polizeistation (ich musste ebenfalls wegen eines Verkehrsdelikts Strafe zahlen) auch selbst miterleben konnte, bestand der – auch vonseiten der Polizei befürwortete – BRDA-Schutz in erster Linie darin, dass der *chairman* und der *vice-chairman* regelmäßig die Polizeidienststelle aufsuchten und den je betroffenen *bike riders* Unterstützung anboten. Wenn Verhaftungen beispielsweise damit begründet wurden, dass Motorräder nicht ordnungsgemäß und kostenpflichtig registriert und somit nicht für den kommerziellen Einsatz zugelassen worden waren (was an dem Fehlen einer speziellen Plakette zu erkennen ist), bestand die Unterstützung darin, dass die für die Registrierung eigentlich verantwortlichen Motorradeigentümer kontaktiert und dazu angehalten wurden, die verhafteten *bike riders* schnellstmöglich freizukaufen. Ich vermute, dass diese Unterstützungspraxis vonseiten der BRDA weiterhin fortgesetzt wird; die Registrierungsproblematik jedenfalls besteht weiterhin fort. Im Mai 2013 berichtete die Tageszeitung *Awareness Times* beispielsweise über einen in der Stadt Makeni von der sierra-leonischen *Anti-Corruption Commission* (einer staatlichen Behörde) abgehaltenen Workshop, bei dem die lokalen *bike rider* Autoritäten dazu aufgefordert wurden, die Registrierung der genutzten Motorräder voranzutreiben und der zunehmenden Fälschung von Registrierungsplaketten Einhalt zu gebieten (vgl. *Awareness Times*/ohne Autorenangabe 2013).

Um *bike riders* zudem mit fester Hand unter Kontrolle halten zu können, unterhielt (und unterhält) die BRDA eine eigene *bike rider* Polizei, die 2009 noch *task force* genannt wurde. *Bike riders*, die beispielsweise mit einem nicht bei der BRDA – ebenfalls kostenpflichtig – registrierten Motorrad unterwegs waren, ihre Kundschaft beleidigten oder rücksichtslos fuhren, mussten damit rechnen, von der *task force* belangt zu werden. Wie der BRDA *vice-chairman* erklärte, sollte die Bestrafung dann eigentlich in einer mehrstündigen Festsetzung der Motorräder bestehen, die straffällig gewordenen *bike riders* einen Verdienstausschlag zufügen sollte. Viele *bike riders* berichteten jedoch, *task force* Mitglieder würden solche Festsetzungen auch willkürlich vornehmen, um festgesetzten *bike riders* dann unter Androhung oder Anwendung von Gewalt ihre Einkünfte abzunehmen. Der *vice-chairman* räumte solche Probleme zwar ein, erklärte jedoch, sie seien mittlerweile überwunden. Er versicherte, die BRDA sei stets darum bemüht, Missstände innerhalb der Organisation zum Wohle der *bike riders* – und um sie besser unter Kontrolle halten zu können – so schnell wie möglich zu lösen. Die *task force* beziehungsweise diejenigen, die die *task force* Tätigkeiten ausüben, sind mittlerweile offiziell in *bike monitoring officers* umbenannt worden (vgl. Brima 2012).

Ebenfalls einer Reichtum-an-Menschen-Logik folgend, in der die Übernahme von Verantwortung idealerweise mit Loyalität und sozialer Anerkennung vergolten werden soll, erklärten die Mitglieder des BRD-Führungskreises zudem einhellig, sie würden sich für die Zukunft im Gegenzug für die Verantwortung, die sie für die *bike riders* von Bo Town übernommen hatten, nicht nur Loyalität und Gehorsam von »ihren Jungs«, sondern auch die bislang ausgebliebene Achtung und Anerkennung der Bewohner von Bo Town, der sierra-leonischen Regierung

und der ›internationalen Gemeinschaft‹ erhoffen. Schließlich, so argumentierten sie, habe *bike riding* nach Kriegsende dazu beigetragen, das Versagen des DDR-Programms abzumildern, das ehemaligen Kämpfern zwar in einigen Fällen Ausbildungsplätze, aber keine bezahlte Arbeit verschafft hatte (siehe auch oben 6.1.3). Dagegen habe ein zunehmend gut organisiertes *bike riding* Geschäft erheblich dazu beigetragen, ehemalige Kämpfer in Arbeit zu bringen und sie zu befrieden. Insofern stehe den Organisatoren unbedingt Anerkennung zu, und es müsse zudem weiterhin in die Verbesserung des *bike riding* Geschäfts investiert werden. In einem Gruppeninterview mit mehreren Angehörigen des BRDA-Führungskreises wurde diese Perspektive von dem für Öffentlichkeitsarbeit zuständigen *secretary* (einem ehemaligen RUF-Kämpfer) folgendermaßen zusammengefasst:

»Even this peace which they say has come, it is only because of bike riding. Without bike riding there would be no peace, because initially, many of the boys were fighters. [...] If there was nothing to do, what would be their focus? It would be to go steal. Armed robbery! Is that not so? They would make people feel uncomfortable. But because they are riding bike, because they are earning their own living, they have already withdrawn their attention from this kind of evil. So bike riding is really helping peace and stability in Sierra Leone. But the people are neglecting it. The government institutions are neglecting us. If they really want peace to go on, then they really have to focus on certain issues. If they don't, problems will develop and peace will one day be obstructed. And people will not find it very hard this time. First, there were many people who were not used to guns, but now they are used to guns ... It is because of the war. As you see me standing here now, I think that I will be able to handle all kinds of guns that anybody may give to me. I take it, dismantle it, put it back together, and then I shoot. I am not afraid. You hear me? So tell the people to look at the bike riders of Sierra Leone.« (BRDA-Gruppeninterview, 16.02.2009)

Allerdings wird die Auffassung, dass *bike riding* eine Arbeit darstellt, die gewalttätige Neigungen unter Kontrolle halten kann, von denjenigen, die nicht selbst dem *bike business* nachgehen, eher nicht geteilt. Stattdessen gilt *bike riding* als eine geradezu brutale Tätigkeit, die demnach von solchen jungen Männern gewählt wird, die nur darauf aus sind, dem verrohten Lebensstil zu frönen, an den sie aufgrund ihrer Kämpfervergangenheiten ohnehin bereits gewöhnt sind. Ein Vertreter der Gewerkschaft der Kleinhändler von Bo Town brachte diese Sichtweise zwar drastischer als die meisten, aber dennoch in etwa repräsentativ auf den Punkt. Er erklärte, *bike riders* seien nur auf Geld, Alkohol und Vergewaltigungen aus:

»These people [bike riders, Anm. A.M.] want to be rich overnight, just like during the war, when they just entered with their gun ... boom, boom, boom, ... and then you have bundles of money. They don't even know what to do with this money. Will they be able to invest this money? No! [...] They just sit down in the ghettos, drinking, raping women.« (Gruppeninterview mit Gewerkschaftlern, 29.03.2009)

Ich konnte auf den Straßen von Bo Town alltäglich beobachten, dass vermeintlich unaufmerksame Personen (einige Male auch ich selbst) ohne für mich ersichtlichen Anlass – aber mit vielsagenden Blicken in Richtung auf vorbeifahrende *bike riders* – zur Seite gezogen und gewarnt wurden: »*Watch out!*« Wenn ein *bike rider* auf einer belebten Straße bei einem riskant anmutenden Bremsmanöver beobachtet wurde, löste dies sofort allgemeine Klagen darüber aus, dass es *bike riders* grundsätzlich egal sei, ob sie jemanden verletzen oder sogar umbringen, solange sie nur schnell von einem Ort zum anderen kommen, um möglichst viele Kunden an einem Tag abfertigen und möglichst viel Profit machen zu können. Allerdings habe ich während meines Forschungsaufenthaltes konkret nur von drei Unfällen gehört, in die *bike riders* verwickelt waren; der mit Abstand schwerste dieser drei Unfälle ging mit einem gebrochenen Bein für einen Passanten aus, der auf einer überfüllten Straße entlang des zentralen Marktplatzes angefahren worden war. Nach Angaben des BRDA *vice-chairman* gab es im ganzen Jahr 2008 in Bo Town und Umgebung fünf tödliche Unfälle, in die *bike riders* verwickelt waren und bei denen diese *bike riders* auch selbst zu Tode kamen. Über die Rücksichtslosigkeit von *bike riders* wurde jedoch gesprochen, als würden sie alltäglich mit Absicht tödliche Unfälle verursachen (vgl. auch Menzel 2011). Über Vergewaltigungen, von denen es hieß, dass *bike riders* sie ständig begehen würden, weil sie ihre gewalttätigen Impulse nicht unter Kontrolle hätten und sich einfach nehmen würden, wen und was sie wollen, habe ich über verallgemeinerte Anklagen hinaus nie auch nur konkretere Gerüchte gehört – obwohl mit Sicherheit ein Aufschrei der Empörung durch Bo Town gegangen wäre, wenn ein *bike rider* verdächtigt worden wäre, eine Kundin oder Passantin verschleppt und vergewaltigt zu haben. Eine solche Vergewaltigung, die sich weit außerhalb der an Erziehungs- und Versorgungsbeziehungen gebundenen Sphäre empirisch legitimer Gewalt gegen Mädchen und Frauen bewegen würde, würde wohl in ähnlicher Weise als erschreckender Skandal wahrgenommen wie die Vergewaltigungen in Freetown im Zuge der *political violence* im März 2009 (siehe oben 6.1.5).

In letzter Konsequenz kann ich weder das Ausmaß der von *bike riders* verursachten Unfälle mit einiger Sicherheit beurteilen, noch die Frage beantworten, ob und in welchen Ausmaßen *bike riders* Vergewaltigungen begehen. Ich kann aber zumindest feststellen, dass die ganz konkreten Beschwerden, die ich über *bike riders* gehört habe (im Gegensatz zu generalisierenden Aussagen über ihre tödliche Rücksichtslosigkeit und Vergewaltigungsneigungen), vor allem »Überreaktionen« auf Kritik, Beleidigungen und zugefügtes Unrecht betreffen. Im Interview mit einem lokalen Mitarbeiter der GTZ berichtete dieser mir beispielsweise, dass *bike riders* den Jeep seines Schwagers demoliert hatten, nachdem dieser einen *bike rider* angefahren hatte. Andere Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner berichteten, von *bike riders* beleidigt oder auch bedroht worden zu sein, nachdem sie sie für ihren Fahrstil gerügt hatten. Auch der BRDA *vice-chairman* beklagte, dass das Verhalten der *bike riders* in Konfliktsituationen zuweilen zu wünschen übrig lasse. Er erklärte, manche *bike riders* würden auf Anschuldigungen

gen, rücksichtslos zu fahren, häufig nicht freundlich und beschwichtigend, sondern unnötig aggressiv reagieren:

»Some riders don't have the right attitude. Because when they ride and somebody is walking on the road and does not pay attention and they don't hit him but almost ... then they put up this careless talk. That careless talk ... we have found out that the community people keep it in their minds.« (Interview, 24.03.2009)

Über gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Polizeikräften und *bike riders* wird von den sierra-leonischen Medien zudem wenigstens alle paar Monate berichtet. Um nur zwei besonders gewaltsame Beispiele zu nennen: Im Sommer 2012 überfielen *bike riders* sowohl in Freetown als auch in Kabala (Koinadugu Distrikt) Polizeistationen und verletzten dabei zwei Polizistinnen (beide in Freetown). Es handelte sich bei den Überfällen wohl um Racheaktionen, nachdem *bike riders* zuvor in Konflikte mit der Polizei geraten waren. Mit Blick auf den Überfall in Freetown blieben die genauen Hintergründe unklar; in Kabala war ein *bike rider* von einem bewaffneten OSD-Offizier (siehe oben 6.1.7) getötet worden, nachdem er eine Straßensperre unerlaubt durchbrochen hatte (vgl. Turay 2012). Wie ich unten gleich noch schildern werde, waren einige *bike riders* zudem sowohl im 2007er Wahlkampf als auch im März 2009 in *political violence* involviert. Es steht also außer Frage, dass es in der Tat – auch – gewaltbereite *bike riders* gibt.

Gerade für allgemein gehaltene Beschwerden über die angeblich alltägliche und unkontrollierte Brutalität und über die gewohnheitsmäßigen Vergewaltigungsgelüste der *bike riders* konnte ich jedoch keinerlei Grundlage finden. Im Nachhinein haben mich diese Verrothheitszuschreibungen an eine Situation erinnert, die Mary Moran in ihrem Buch *Liberia: The Violence of Democracy* (2008) schildert, das ich kurz nach der Feldforschung gelesen habe. Darin beschreibt sie für die frühen 1980er Jahre in Liberia, dass dort Maßnahmen getroffen wurden, um Kannibalismus und rituelle Tötungen zu unterbinden, die angeblich von Politikern praktiziert wurden, die sich vermittels dieser Taten Kraft und Macht einverleiben und ihre Siegchancen bei den für das Jahr 1985 angesetzten Wahlen erhöhen wollten. Es wurden offizielle Erklärungen dazu abgegeben, mit welcher drakonischen Strafen die Täter zu rechnen haben würden; Militärkontingente wurden verlegt, um die Bevölkerung zu schützen; Eltern ließen ihre Kinder nicht mehr aus den Augen – und all dies, obwohl es keinerlei konkrete Hinweise darauf gab, dass überhaupt irgendjemand rituellen Tötungen und Kannibalismus zum Opfer gefallen war: »[A]ll these events took place in the absence of any evidence that killing was going on.« (Moran 2008: 115)

Auch ich selbst wurde nahezu täglich vor den *bike riders* gewarnt. Insbesondere der Händler Mr. Kandeh und seine Frau, die in Bo Town meine unmittelbaren Nachbarn waren, rügten mich immer wieder, wenn ich im Dunkeln auf einem Motorradtaxi nach Hause kam. Sie erklärten, dass es *bike riders* ganz unvermittelt in den Sinn kommen könne, mit Kundinnen an einen abgelegenen Ort zu

fahren und sie zu vergewaltigen – so wie sie es aus Kriegszeiten gewohnt seien. Sie warnten, man könne sich nie sicher sein, was in den Köpfen der *bike riders* vorgeht und müsse stets damit rechnen, dass sie sich nicht unter Kontrolle haben. Andererseits besaß Mr. Kandeh selbst ein Motorrad, das er an einen *bike rider* vermietete, den er offenbar für angenehme Gesellschaft hielt. Jedenfalls habe ich die beiden häufig abends gemütlich vor Mr. Kandehs Geschäft sitzen und sich unterhalten gesehen. Aber obwohl ich früh an der generellen Gefährlichkeit der *bike riders* zu zweifeln begann, war ich keineswegs so unvorsichtig, wie Mr. Kandeh und seine Frau es mir unterstellten. Vielmehr habe ich mir ihre Warnungen zu Herzen genommen und gerade für Motorradtaxifahrten nach Einbruch der Dunkelheit eine vielpraktizierte Versicherungsstrategie übernommen: Ich habe stets darauf geachtet (wenn es nicht sowieso ganz selbstverständlich und ohne eine Bitte meinerseits so gehandhabt wurde), dass die Bekannten, von denen aus ich im Dunkeln losfuhr, mich zu dem angehaltenen Motorradtaxi begleiteten, dem jeweiligen *bike rider* ins Gesicht sahen, ihn ansprachen und ihm so signalisierten, dass sie ihn wiedererkennen und dafür verantwortlich machen würden, wenn ich mein Ziel nicht erreichen sollte. Allerdings fiel es mir ohnehin oft schwer, einen *bike rider* zu finden, der bereit war, mich spät abends oder sogar nachts, wenn die Straßen sich bereits geleert hatten, zu dem Haus am Rand von Bo Town zu fahren, in dem ich ein Zimmer gemietet hatte. Statt nach Hause zu fahren, habe ich in solchen Fällen häufig bei meiner Freundin Adama im Stadtzentrum übernachtet. Entlang des Bo-Kenema Highway, der auf meinem Heimweg überquert werden musste, war es in den letzten Monaten mehrfach – so hieß es zumindest – zu Überfällen auf *bike riders* gekommen und viele *bike riders* hielten sich nachts deshalb generell von dem Highway fern (siehe oben 6.1.7). Überhaupt sind individuelle Wachsamkeit und kollektiv organisierte Vorsichtsmaßnahmen auch für *bike riders* alltägliche Selbstverständlichkeiten. Mehrere *bike riders* berichteten mir etwa von Vorsichtsmaßnahmen, die sie trafen, wenn sie für längere Fahrten angeheuert wurden, die sie von Bo Town aus in die umliegenden Dörfer führten. Sie erklärten, solche Aufträge seien einerseits große Glücksfälle, da für sie eine vergleichsweise hohe Bezahlung verlangt werden kann.²⁷ Andererseits sei es jedoch vorgekommen, dass es sich bei Kunden, die solche Fahrten buchten, tatsächlich um *armed robbers* handelte, die *bike riders* auf abgelegene Buschwege lockten, um ihnen dort die Motorräder abzunehmen. Um solchen Hinterhalten vorzubeugen, wurden Langstreckenkunden, so sie dem jeweils angeheuerten *bike rider* nicht bereits persönlich bekannt waren, anderen *bike riders* kurz vorgestellt – ganz ähnlich wie in der von Fahrgästen praktizierten Versicherungsstrategie.

27 | Da Motorradtaxifahrten auf die Dörfer vergleichsweise teuer sind, werden für solche längeren Fahrten meist Auto- oder Kleinbus-Taxis genutzt. Diese transportieren ihre Passagiere zu deutlich niedrigeren Preisen von den Marktplätzen in und um Bo Town aus in die Nähe ihrer Zielorte – je entlang der befahrbaren Hauptstraßen – von wo aus der Rest der Reise dann oft zu Fuß bestritten werden muss.

Als weitere Vorsichtsmaßnahme wurden ungefähre Zeitpunkte ausgemacht, zu denen *bike riders* sich nach Langstreckenfahrten bei ihren Kollegen in Bo Town zurückmelden sollten.

Entgegen der in Gewalterwartungen gegenüber *bike riders* allgegenwärtigen Verknüpfung zwischen *bike riding* und einer Verroththeit, wie sie in erster Linie ehemaligen Kämpfern zugeschrieben wird, schätzte der BRDA *vice-chairman* den Exkombattanten-Anteil unter den *bike riders* von Bo Town auf »nur noch« 50 Prozent. Er erklärte, die andere Hälfte werde von jungen Männern ohne Kämpfervergangenheiten ausgemacht, die als *bike riders* ihr Glück in der Stadt versuchen wollen: »*We are getting new members every day. Every day ... and some people come from the villages or they were mining diamonds, but they were not able to make money, so they come to join us.*« (Interview, 24.03.2009) Bei dieser Schätzung handelt es sich jedoch nur um einen persönlichen Eindruck. Weder stand der *vice-chairman* mit allen oder auch nur mit den meisten der mindestens 2000 *bike riders* in Bo Town in persönlichem Kontakt; noch ist davon auszugehen, dass selbst diejenigen, mit denen er sich bereits einmal persönlich unterhalten hatte, ihm notwendigerweise von ihren Kämpfervergangenheiten erzählt hatten – oder dass er ihnen Kämpfer- beziehungsweise Zivilistenvergangenheiten gar treffsicher hätte »ansehen« können. Seine Einschätzung mag zudem davon geprägt sein, dass die Angehörigen des BRDA-Führungskreises ihren Anspruch auf soziale Anerkennung als *bike rider* Patrone weiterhin vor allem aus einer ›Exkombattanten-Narrative‹ ableiteten, auf die ich weiter oben bereits hingewiesen habe: Demnach hat *bike riding* nach Kriegsende Arbeitsplätze für Exkombattanten geschaffen und so zum Friedensprozess beigetragen. Diese Narrative wurde auch von dem *vice-chairman* in unseren Gesprächen immer wieder angeführt, um die demnach andauernd friedensrelevante Leistung des BRDA-Führungskreises hervorzuheben. Vor diesem Hintergrund vermute ich, dass der von ihm geschätzte Exkombattanten-Anteil wohl eher noch zu hoch als zu niedrig ausgefallen ist.²⁸

Selbst nur mit Blick auf meine Interview- und Gesprächspartner unter den *bike riders* kann ich hier leider keine alternative Prozentangabe anbieten: In den meisten Gesprächen mit *bike riders*, die ich häufig einfach während einer Fahrt

28 | Michael Bürge und Krijn Peters schätzen auf Basis von Feldforschung in Makeni, dass dort mittlerweile nur noch die wenigsten *bike riders* Exkombattanten sind: »Fuhren zu Beginn noch überwiegend ehemalige Kämpfer, sind sie mittlerweile in der Minderheit, da andere Jugendliche in das Geschäft strömen.« (Bürge/Peters 2010: 169) Allerdings basiert auch diese Einschätzung wohl nur auf persönlichen Eindrücken der beiden Autoren beziehungsweise auf Einschätzungen, die ihnen in Interviews und Gesprächen mitgeteilt wurden und die ebenfalls nur auf persönlichen Eindrücken basieren können. Es gibt keinerlei statistische Erhebungen zum Exkombattanten-Anteil unter sierra-leonischen *bike riders*; und selbst wenn es sie gäbe, könnte nicht davon ausgegangen werden, dass befragte *bike riders*, die tatsächlich ehemalige Kämpfer sind, ihre Kämpfervergangenheiten zwangsläufig wahrheitsgemäß angegeben hätten.

oder spontan an einem der Verkehrsknotenpunkte, an denen *bike riders* auf Kundenschaft warten, geführt habe, waren etwaige Kämpfervergangenheiten kein Thema. Ich habe gerade bei solchen spontanen Gesprächen mit flüchtigen Bekanntschaften nie nach Kämpfervergangenheiten gefragt, um meine Gesprächspartner nicht zu verschrecken oder zu beschämen.

Alle *bike riders*, mit denen ich gesprochen und Interviews geführt habe, brachten jedoch einhellig zum Ausdruck, dass sie sich von den ihnen entgegengebrachten Ängsten und Vorurteilen zutiefst erniedrigt und beschämt fühlten. Im Gespräch mit einer Gruppe von *bike riders* im Teenageralter erklärten diese, von den meisten Leuten gar nicht erst »wie Menschen« behandelt zu werden: »*They treat us as if we were not human beings!*« (Gespräch, 31.03.2009) Victor, ein 30-jähriger ehemaliger RUF-Kämpfer und *bike rider*, der mir von seinem Cousin Moriba (dem ehemaligen *Kamajor*-Spion, siehe 5.1.9) sehr zu seinem Beschämen gleich bei unserem ersten Treffen als ehemaliger RUF-Kämpfer vorgestellt worden war, klagte:

»*Some people like bike riding, but other people just think that bike riders are excombatants. But not all bike riders are excombatants. And some people just think that bike riders are not responsible. They are not married men, they don't have women, they don't have children, they don't think about anybody. They [die Leute, Anm. A.M.] think, if you don't walk properly on the streets they [bike riders, Anm. A.M.] will hit you, hit and run. Yes, so that is their philosophy, because bike riders appear rough. But not all bike riders are irresponsible.*« (Interview, 03.03.2009)

Victor selbst, der sich in einer zwar nicht eigenständig verantwortungsvollen, aber vergleichsweise sehr gut abgesicherten Situation befand, hoffte darauf, schon bald ein verantwortungsvoller Mann werden zu können. Er hatte eine Ehefrau und eine kleine Tochter, mit denen er im Haus seiner Eltern lebte, die ihn und seine Familie unterstützten. Victor erklärte, *bike riding* sei für ihn nur eine Zwischenstation; er hoffe darauf, bald eine »richtige Arbeit« zu finden.

Auch die meisten anderen *bike riders*, mit denen ich gesprochen habe, gaben an, *bike riding* so bald wie möglich wieder aufgeben zu wollen. Es sei lediglich eine noch vergleichsweise einträgliche Möglichkeit, zumindest etwas Geld zu verdienen und sich beschäftigt zu halten, um nicht in Versuchung zu geraten, »etwas Schlechtes« zu tun. Von einigen wurde dies in die Formel gefasst: »*We ride bike so that we don't have time to do something bad.*« (Gespräch mit *bike riders* im Teenageralter, 31.03.2009) Sylvester, ein etwa 20-jähriger *bike rider*, der darauf hoffte, eines Tages seine Schulausbildung abschließen zu können, erklärte mir im Interview, dass diejenigen, die *bike riders* fürchten und verachten, wohl einfach nicht verstehen würden, dass *bike riding* für junge Männer oftmals noch die beste Option darstellt – wenn sie aus ihrer Not heraus nicht als Diebe enden wollen:

»*I became a bike rider, because I have no other way to earn money to further my education. I don't want to become a thief or something else. I just decided: This is work for young men.*

I should do it. The ones who have good intentions will think that people have to do this [bike riding, Anm. A.M.], because there is no other work in this country. So, this is an attempt to give work to young men. But not everybody considers this work.« (Interview, 07.04.2009)

Allerdings gaben sich auch wiederum nicht alle *bike riders* damit zufrieden, still von der Hand in den Mund zu leben und alltägliche Missachtung zu ertragen, während sie auf Gelegenheiten für sozioökonomischen Aufstieg hofften: An der *political violence* in der Stadt Gendema im März 2009 war auf APC-Seite eine Gruppe von *bike riders* aus Bo Town beteiligt, die von Daniel Tucker, einem ehemaligen BRDA *chairman* und *bike rider* ›der ersten Stunde‹, angeführt wurde. Nachdem mir zunächst mehrere Journalisten und auch Joe, der arbeitslosen IT-Fachmann/*Kamajor* (siehe oben 6.1.8), von Tuckers Involvierung in die *political violence* in Gendema berichtet hatten, bestätigte Tucker dies auf meine Nachfrage hin auch selbst. Er erklärte allerdings, er habe sich nur gegen die Angriffe von SLPP-*thugs* verteidigt und ihnen, als sie sich zurückziehen wollten, mit seinen Jungs nachgesetzt (Gespräch, 18.03.2009).

Tucker war zwar bereits im Frühjahr 2007 wegen Korruptionsvorwürfen in einem umstrittenen Verfahren vom BRDA-Führungskreis als *chairman* abgesetzt worden; dennoch hielten ihm aber auch im Jahr 2009 noch einige *bike riders* weiterhin die Treue. Ich habe Tucker überhaupt nur kennengelernt, weil der *bike rider* Musa, einer von Tuckers *boys*, darauf bestand, dass ich auch den »echten« *chairman* treffen müsse. Nach einem Gruppeninterview mit Angehörigen des BRDA-Führungskreises, das – auch für teilnahmewillige *bike riders* offen – auf dem Gelände um das BRDA-Büro stattgefunden hatte und zu dem Musa sich dazugesellt hatte, bat er mich zunächst ohne Angabe von Grund und Zweck, ihn auf einem Spaziergang zu begleiten, der uns in das von Tucker betriebene Restaurant im Zentrum von Bo Town führte. Nachdem Musa uns vorgestellt hatte, bekräftigte Tucker sofort, dass er in der Tat der »echte« *chairman* sei. Als solcher habe er weiterhin viele *bike riders* in Bo Town fest unter seiner Kontrolle und dies sei auch dringend notwendig, denn: »*These boys are like another rebel war.*« (Gespräch, 16.02.2009)

Tuckers Darstellung, der zufolge seine *boys* besonderer Kontrolle bedurften (»*These boys are like another rebel war*«), lässt sich vor allem als Eigenwerbung verstehen: Als ehemaliger *Kamajor*/CDF-Kommandeur und frühes Mitglied des BRDA-Führungskreises unterhielt Tucker bereits unmittelbar nach Kriegsende persönliche Kontakte zu Präsident Kabbah (SLPP), der Tucker geschätzt haben soll, »*because he controls all these excombatants*« (Gespräch mit einem Verwandten von Daniel Tucker, 17.04.2009).²⁹ Nach seiner Absetzung als BRDA-*chairman* wechselte Tucker während des 2007er Wahlkampfes zunächst in das politische Lager der PMDC und dann zum APC; Tucker selbst ließ andeutungsweise durchblicken, dass er in der PMDC *task force* aktiv gewesen war und *bike riders* für die

29 | Auch Tucker selbst hat diese Kontakte auf meine Nachfrage hin bestätigt (Gespräch 28.04.2009).

PMDC *task force* mobilisiert hatte. Nach den 2007er Wahlen unternahm Tucker mehrere Versuche, erneut die Führung der BRDA zu übernehmen, die jedoch scheiterten. Stattdessen wurde in den ersten allgemeinen BRDA-Wahlen im März 2008, bei denen alle BRDA-registrierten *bike riders* in Bo Town stimmberechtigt waren, Tuckers Nachfolger, Femi Rashid, als *chairman* bestätigt. Rashid (der auch 2009 weiterhin im Amt war und an meinem BRDA-Gruppeninterview teilgenommen hat) war zwar ein bekennender SLPP-Anhänger, versprach aber im BRDA-Wahlkampf, sein Amt unpolitisch – also nicht im Dienst einer Partei und erst recht nicht als Mittelsmann für die Organisation von *political violence* – ausüben zu wollen. Tuckers Werdegang und der Ablauf der BRDA-Wahlen sind mir zum einen von dem BRDA *vice-chairman* und zum anderen von einem Mitarbeiter der lokalen NGO *Green Scenery* geschildert worden; *Green Scenery* war an der Organisation der BRDA-Wahlen zentral beteiligt (vgl. ausführlicher Menzel 2011).

Mittelfristig haben Tuckers politische Verbindungen sich dann aber (zumindest eine Zeit lang) für ihn ausgezahlt: Nur etwas mehr als einen Monat nach der *political violence* in Gendema wurde Daniel Tucker Ende April 2009 auf der ersten Nationalversammlung der Führungskreise aller sierra-leonischen *bike riders* Organisationen in Makeni zum *chairman* der bei gleicher Gelegenheit ins Leben gerufenen nationalen Schirmorganisation BRU gewählt. Ich erfuhr diese Neuigkeit von dem BRDA *vice-chairman*, als dieser nach der Versammlung in Makeni gerade wieder in Bo Town angekommen war. Auf meine erstaunten Nachfragen hin erklärte er – ganz im Gegensatz zu seinen sonstigen Äußerungen über Daniel Tucker – dass er mit dessen Wahl sehr zufrieden sei. Er hoffe, Tuckers Aufstieg werde den *bike riders* in Bo Town und in ganz Sierra Leone Einigkeit bringen und verhindern, dass sie unter der Führung rivalisierender Individuen, die sich in den Dienst politischer Parteien stellen, in gegnerische Lager gespalten werden (Gespräch, 28.04.2009). Vermutlich blieb dem *vice-chairman* und dem ganzen BRDA-Führungskreis gar nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Zumindest liegt die Vermutung nahe, dass Tucker auf Druck der amtierenden APC-Regierung mit seiner neuen Stellung als *chairman* der BRU für geleistete Dienste belohnt und zugleich in eine Position hineinmanövriert wurde, aus der heraus er weiterhin in der Lage sein sollte, »gute« Dienste zu leisten; sei es die Mobilisierung gewaltbereiter *bike riders* für *political violence* oder auch »nur« die Versicherung, dass gewaltbereite *bike riders* sich unter seiner Kontrolle nicht von der politischen Gegenseite anwerben lassen würden. Letzteres passt eher zu dem »Ruhe und Ordnung«-Ansatz, den die APC-Regierung im 2012er Wahlkampf letztlich verfolgt hat (siehe unten 6.2.5). Tucker selbst machte keinen Hehl daraus, dass er mittlerweile gute Kontakte zu dem amtierenden Präsident Ernest Bai Koroma etabliert hatte und betonte bedeutungsvoll, er sei weiterhin »*ready for anything*«, solange er von seinen Taten profitiere. Er habe mit seinen 40 Jahren schließlich schon genug in Sierra Leone gelitten und bereits fast die durchschnittliche Lebenserwartung in Sierra Leone erreicht (die im Schnitt bei 48 Jahren liegt, vgl. UNDP 2013a: 146). Das Leben sei gerade in Sierra Leone zu

kurz, um nicht stets mit absolut allen zur Verfügung stehenden Mitteln das Beste daraus zu machen. Er berichtete zudem stolz, dass er als BRU *chairman* nicht nur ein eigenes Büro in Freetown zur Verfügung gestellt bekommen werde, sondern darüber hinaus auch bereits ein Haus in der Hauptstadt als Geschenk erhalten habe (Gespräch, 28.04.2009).

Ich weiß leider nicht, was mittlerweile aus Daniel Tucker geworden ist. In jedem Fall war er bis Anfang 2012 BRU *chairman* und wurde dann, noch vor den 2012er Wahlen, von dem aktuellen *chairman* David Sesay abgelöst. Zuletzt bin ich Tucker online in einem Bericht vom Februar 2012 über die Unterzeichnung eines Kooperationsabkommens zwischen der BRU und dem *Attitudinal and Behavioural Change Secretariat* ›begegnet‹ (vgl. Africa Young Voices 2012). Das *Attitudinal and Behavioural Change Secretariat* ist eine von der APC-Regierung eingerichtete Agentur, die für ›entwicklungsorientierte‹ Verhaltensweisen wirbt, die dazu beitragen sollen, Sierra Leone stabil und attraktiv für ausländische Investoren zu machen. Zu diesem Zweck hat das Sekretariat in den letzten Jahren verstärkt ›entwicklungserzieherische‹ Workshops mit Problemgruppen abgehalten, zu denen die *bike riders* ohne Frage gezählt werden.

6.2.2 Car wash boys

Kaum etwas würde mehr in die Irre führen, als *car washes* in erster Linie als Orte verstehen zu wollen, an denen gearbeitet und Geld verdient wird. Zwar haben *car wash boys* in der Tat die Möglichkeit, sich mit Auto- und vor allem Motorradwäschen jeden Tag ein wenig Geld zu verdienen. Zumindest in dem von *chairman* Mahmud geleiteten *car wash*, auf den ich mich während meiner Feldforschung konzentriert habe, hatten die *car wash boys* aber nur wenig zu tun. Pro Tag wusch jeder von ihnen (insgesamt hatte *chairman* Mahmuds *car wash* 15 feste Mitglieder) meist nur ein bis zwei, maximal drei Motorräder.³⁰ Dennoch verbrachten sie den größten Teil des Tages und auch die Nächte im *car wash*, der ihnen einen vergleichsweise geschützten Raum bot, in dem sie miteinander und mit befreundeten *bike riders*, Straßenkindern und arbeitslosen jungen Männern zusammensitzen, diskutieren, Glücksspiel spielen, Drogen konsumieren und auch schlafen konnten,³¹ ohne befürchten zu müssen, von Nachbarschaftswachen unter Dieb-

30 | Eine Motorradwäsche kostete im Frühjahr 2009 1.500 Leones, genug für eine sehr kleine Portion Reis mit Soße in einer der zahlreichen Garküchen von Bo Town. Für *bike riders* ist es durchaus eine lohnende Investition, ihre Motorräder bei Bedarf waschen zu lassen, da potentielle Kunden eher einen *bike rider* mit einem nicht über und über verstaubten Motorrad auswählen; und wenn *bike riders* das Waschen selbst erledigen würden, müssten sie dafür zunächst Seife kaufen, Wasser von einem Brunnen holen etc.

31 | Dem ehemaligen *car wash boy* Ibrahim zufolge, zu dem ich im Folgenden noch ausführlicher komme, hatten viele *car wash boys* zudem in der Gegend um den zentralen Marktplatz Bekannte, die sie ab und an auf ihren Veranden übernachten ließen. Alle Häu-

stahlverdacht gestellt und aufgegriffen oder von der Polizei für Herumlungerei oder Drogenbesitz verhaftet zu werden. *Chairman* Mahmud erklärte, als *car wash chairman* habe er vor allem zwei Aufgaben unbedingt zu erfüllen: erstens müsse er seine Jungs unter Kontrolle halten, damit es erst gar keinen Ärger in der Nachbarschaft gibt; und zweitens müsse er ihnen Schutz vor der Polizei bieten.

Die Erfüllung der zweiten Aufgabe wurde im Fall von *chairman* Mahmud dadurch verkompliziert, dass er seinen *car wash* zugleich als Umschlagplatz für das von ihm gehandelte Marihuana nutzte, das er vom *car wash* aus in den *ghettos* vertreiben ließ. Während meines Forschungsaufenthalts wurden mindestens zweimal Polizeirazzien auf dem *car wash* Gelände durchgeführt, die allerdings ohne Konsequenzen für *chairman* Mahmuds Geschäfte blieben. Einmal wurden dabei zwar mehrere *car wash boys* verhaftet, sie kamen aber bereits am nächsten Tag wieder frei, nachdem *chairman* Mahmud der lokalen Polizeidienststelle einen Besuch abstattetet und einige seiner dortigen Bekannten – vermutlich unterstützt durch Geldgeschenke – an ihre Freundschaft ›erinnert‹ hatte. Seine *car wash boys* hatte *chairman* Mahmud jedoch ohne Frage gut Griff. Sie gehorchten seinen Anordnungen, etwa wenn er Streitigkeiten darüber beilegte, wer das jeweils nächste Motorrad waschen durfte; oder wenn er ihnen verbot, jungen Frauen, die am *car wash* vorbeigingen, anzügliche Bemerkungen hinterherzurufen. Außerdem verhielten die *car wash boys* sich ihm gegenüber respektvoll und sprachen ihn stets ehrerbietig nicht mit seinem Namen, sondern mit dem Titel *chairman* an.

Entweder für *chairman* Mahmuds Kontrollfähigkeiten oder auch ganz grundsätzlich dagegen, dass die *car wash boys* überhaupt auf ›Schlechtes‹ aus waren, spricht zudem, dass ich im Laufe meines Forschungsaufenthaltes zwar Klagen über die Verroththeit der *car wash boys* im Allgemeinen, aber keine konkreten Beschwerden über bestimmte *car wash boys* gehört habe; und das, obwohl ich sehr viel Zeit in der Nachbarschaft von Mahmuds *car wash* verbracht habe, in der auch meine Freundin (die Friseurin) Adama wohnte. Noch dazu wurden *car wash boys* insgesamt deutlich seltener explizit als gefährlich bezeichnet als *bike riders*. Der Lehrer Mr. Saidu deutete auf meine Nachfrage hin an, dass *car wash boys* seiner Meinung nach im Vergleich zu *bike riders* schon allein aufgrund ihrer geringeren Zahl weniger gefährlich seien (nach Schätzung von *chairman* Mahmud gab es in den vier *car washes* von Bo Town im Frühjahr 2009 insgesamt nicht mehr als 80 *car wash boys*). Zudem räumte Mr. Saidu im Zuge unseres Interviews (das sich vor allem um *political violence* drehte, siehe auch oben 6.1.5) ein, dass wohl zumindest nicht alle *car wash boys* zugleich auch ehemalige Kämpfer sind:

Mr. Saidu: »You see, these people can be mobilized very quickly. All it takes for a politician is to say, ›Gentleman, I will supply you drinks, I will supply you moral boosters‹ or something like that and then you can see how they can be mobilized.«

ser im Zentrum von Bo Town, in denen meist mehrere Parteien zur Miete in kleinen Zimmern wohnen, haben überdachte Veranden.

Anne: »*But who are ›these people? Bike riders? Car wash boys?‹*

Mr. Saidu: »*Of course, the bike riders and the car wash boys ... of course ... when we talk about numbers the car wash is smaller compared to the bike riders. And these are excombatants ... most of the bike riders are excombatants.*«

Anne: »*What about the car wash boys?‹*

Mr. Saidu: »*Not all of them.*« (Interview, 12.03.2009)

Auch der ehemalige *car wash boy* Ibrahim rechnete die *car wash boys* zwar nicht mit zu denjenigen, vor denen er sich unmittelbar am meisten fürchtete, er erklärte aber, ihre Armut, ihre Perspektivlosigkeit und ihr Mangel an formaler Bildung mache sie anfällig dafür, sich von Politikern benutzen zu lassen. Im schlimmsten Fall, so führte er aus, könne solche Anfälligkeit, die keinesfalls nur die *car wash boys* betreffe, sogar zu einem neuen Krieg führen; nämlich dann, wenn konkurrierende Politiker sich dazu entschließen sollten, ihre Machtkämpfe im großen Stil gewaltsam auszutragen – beziehungsweise austragen zu lassen:

Anne: »*Let me give you an example from my other interviews. Many people tell me that they are afraid of the youthman den [Krio für »diese jungen Männer«, Anm. A.M.] in Sierra Leone ... the ones who don't have work.*«

Ibrahim: »*I am also afraid of the youthman den who don't have work ... the ones who live in the townships, who are just waiting to cause trouble.*«

Anne: »*Which ones? The ones at the market?‹*

Ibrahim: »*Yes, at the market ... and then we have the Kingdom guys [die Straßenkinder vom Jah Kingdom, A.M.], and then there are guys who you can only see at night. They are armed robbers, they are fully armed. Yes. They attack people at night. They take from you whatever it is they want and then kill you and just leave you there. The government really has to arrest and to punish these people. But also the government has to focus on the youth. The youth are suffering in this country.*«

Anne: »*I see it every day.*«

Ibrahim: »*Out of 100 percent 75 percent of the youth suffer. For one, the youth in this country are not very educated.*«

Anne: »*But you went to school, didn't you?‹*

Ibrahim: »*Yes. I wanted to set an example. Most of these boys that you see in the car wash they don't even know the alphabet. They have never seen a classroom. They just sit in the car wash, earn small money, gamble ... so how can this peace continue? [...] They [Politiker, Anm. A.M.] will not be able to fool me, because I am educated. They will not be able to fool me, because I know what is good and what is bad. But I am talking about other disgruntled youth. There are a lot of disgruntled youth in this country ... Peace in this country depends on the elders [die Verantwortlichen, die über verteilbare Ressourcen verfügen, Anm. A.M.].³² Peace in this country depends on the elders, because it is them who have everything in*

32 | Der Begriff *elders* ist das direkte Gegenstück zu *youth* oder *youth man den*, deren Jugend stets nicht nur an ihrem chronologischen Alter, sondern auch an sozioökonomisch

their hands. It is them who come to the youth and use them. But if they come together as one there will be peace [...]. But if this doesn't happen there will likely be another war.» (Interview, 06.04.2009)

Ibrahim selbst hatte sein *car wash*-Dasein bereits im Jahr 2005, als damals 25-jähriger, aufgegeben, um seine Schulausbildung abzuschließen, die er während des Krieges unterbrochen hatte. Als ich ihn kennenlernte, hatte Ibrahim mittlerweile das sierra-leonische Äquivalent zum Abitur nachgeholt und war auf der Suche nach einer Arbeitsstelle. Während des Krieges war er als Flüchtling nach Bo Town gekommen und hatte im *car wash*, der zu dieser Zeit noch von einem anderen *chairman* geleitet worden war, Unterschlupf gefunden. Die Möglichkeit, wieder zur Schule zu gehen, war Ibrahim dann 2005 von einem wohlhabenden Patron eröffnet worden, über den Ibrahim darüber hinaus leider nichts erzählt hat. Dieser Mann hatte sein Schulgeld bezahlt und ihn in einem Haus untergebracht, in dem Ibrahim zusammen mit einem Mitbewohner nur etwa 100 Meter von *chairman* Mahmuds *car wash* entfernt wohnte. Ibrahim schaute fast jeden Tag im *car wash* vorbei, um sich mit den *car wash boys* zu unterhalten und ein Auge auf sie zu haben. Dabei achtete er allerdings darauf, Mahmud nicht über den Weg zu laufen, den er zutiefst verachtete. Ibrahim erklärte mir mehrfach, anstelle eines Drogendealers bräuchten die *car wash boys* eigentlich einen *chairman*, der ihnen ein verantwortungsvolles Leben vorleben und Perspektiven für ein verantwortungsvolles Leben aufzeigen würde.

Anders als der ehemalige *car wash boy* Ibrahim waren die aktuellen *car wash boys* meist kaum in der Lage dazu oder hatten schlicht keine Lust darauf, sich mit mir über die politische Situation in Sierra Leone oder gar darüber zu unterhalten, was sie selbst davon hielten, für gefährlich gehalten zu werden. Die meisten von ihnen waren sehr jung, etwa im Alter zwischen zwölf und 16 Jahren, und ihr ständiger Hunger sowie ihr häufiger Drogenkonsum trugen nicht dazu bei, ihr Interesse an meinen Fragen oder ihre Konzentrationsfähigkeit zu erhöhen. Unsere Unterhaltungen liefen zunächst meist so ab, dass die jeweils anwesenden *car wash boys* auf meine Fragen hin in aller Kürze erklärten, entweder arbeiten oder zur Schule gehen zu wollen – dass es aber nun einmal keine Jobs gebe und sie niemanden hätten, der ihnen ihr Schulgeld bezahlen könnte. Lebhaft wurden unsere Debatten stets erst, sobald der »offizielle« Teil meiner Besuche vorbei war. Um Zeit im *car wash* verbringen und mir ein Bild von dem alltäglichen Leben der *car wash boys* machen zu können, habe ich deshalb bald ganz darauf verzichtet, mich weiter mit Interviewversuche abzumühen. Stattdessen bin ich dazu übergegangen, etwas zu essen auszugeben und Fragen über Europa zu beantworten, die den *car wash boys* auf den Zungen brannten. Meist eskalierten diese Fragerunden nach wenigen Minuten zu lauten Diskussionen, in denen die *car wash boys*

abhängigen Positionen festgemacht wird (siehe oben 6.1). *Elders* hingegen sind diejenigen, die über Ressourcen verfügen, die sie zum Wohle anderer einsetzen könnten.

untereinander prahlten, was sie alles tun und wie viel Geld sie verdienen würden, wenn es ihnen nur gelingen könnte, nach Europa auszuwandern. Spätestens an diesem Punkt stand meine ›Expertise‹, die fortan aus warnenden Einwänden bestand, dass illegale Einwanderer es in Europa sehr schwer haben und der Weg nach Europa in vielen Fällen spätestens im Mittelmeer tödlich endet, dann nicht mehr hoch im Kurs. Das Gegenargument der *car wash boys* lautete stets, dass es schlimmer als in Sierra Leone, wo man schließlich auch jeden Tag sterben kann (etwa an einer einfachen Entzündung oder Malaria in Kombination mit Unter- und Mangelernährung), wohl nicht sein könne. Es war auch im Zuge einer dieser Diskussionen, dass ich Ibrahim kennlernte. Er kam herbeigelaufen, um herauszufinden, was es mit dem Tumult im *car wash* auf sich hatte.

Einige Male schaute während meiner Besuche im *car wash* auch der geachtete ehemalige *Kamajor*/CDF-Kommandeur und ehrenamtliche BPRM-Mitarbeiter Mr. Sanoh vorbei (siehe oben 6.1.8). Ebenso wie Ibrahim wohnte auch Mr. Sanoh in Sichtweite des *car wash*. Er hatte somit einen guten Überblick über meine Besuche, die er zutiefst missbilligte. Dabei war es Mr. Sanoh gewesen, der mich in seiner Eigenschaft als für die ›Exkombattanten-Szene‹ zuständiger BPRM Peace Monitor auf einem seiner täglichen Rundgänge gleich zu Beginn meiner Feldforschung das erste Mal mit in den *car wash* genommen und *chairman* Mahmud vorgestellt hatte. Allerdings fand Mr. Sanoh, dass es mit unserem gemeinsamen Besuch im *car wash* dann auch hätte gut sein müssen. Er erklärte mir mehrfach aufgebracht, er verstehe einfach nicht, was ich im *car wash* zu schaffen hätte. Zwar würden die *car wash boys* mir am helllichten Tag bestimmt nichts antun (von meinen spätabendlichen Besuchen im *car wash*, bei denen mir ebenfalls nie etwas angetan wurde, wusste Mr. Sanoh nichts), aber »diese Jungs« würden mir doch ohnehin nichts erzählen können, was meine Forschung weiterbringen könnte. Mit dieser Einschätzung war Mr. Sanoh nicht alleine. Wann immer BPRM-Mitarbeiter mich beispielsweise auf dem zentralen Marktplatz in vertrautem Umgang (im Gespräch, lachend, gemeinsam ›abhängend‹) mit ›gefährlichen jungen Männer‹ sichtigten, musste ich mir im Nachhinein kritische Fragen dazu stellen lassen, warum um Himmels willen ich mich denn mit ihnen abgeben würde. Möglichst distanzierte Interviews waren eine Sache – vertrauter Umgang offensichtlich eine ganz andere. Ein Journalist, der ebenfalls als BPRM Peace Monitor tätig war, ging sogar so weit, mich mehrere Nächte hintereinander telefonisch zu beschimpfen, nachdem er mich in einer Bar mit einem ihm bekannten *bike rider* tanzen gesehen hatte. Er lamentierte, es sei eine Schande, dass eine gebildete Person wie ich mich mit solchen Leuten abgebe. Ich vermute allerdings, dass seine Entrüstung auch deshalb ganz besonders heftig ausfiel, weil ich eine Einladung, mit ihm tanzen zu gehen, am vorausgehenden Wochenende abgelehnt hatte.

6.2.3 Die Straßenkinder vom Jah Kingdom

Anfang 2009 war das inmitten einer Müllhalde im Zentrum des zentralen Marktplatzes gelegene Jah Kingdom nur einer von insgesamt zwei besonders berühmten Orten in Bo Town, von denen es hieß, dass sie »diesen Jungs auf der Straße« als zentrale Rückzugs- und Versammlungsorte dienten. Der andere Rückzugs- und Versammlungsort befand sich in einem Winkel des Maxwell Khobe Parks, eines kleineren Marktplatzes, der Anfang März 2009 auf Regierungsanweisung hin abgerissen wurde. Die offizielle Begründung, die über die Radionachrichten verbreitet wurde, lautete, der Maxwell Khobe Park, der sich nur in seiner Größe wesentlich von dem zentralen Marktplatz unterschied, sei ein Schandfleck und an seiner Stelle solle ein »moderner« Marktplatz entstehen. Der Abriss löste in Bo Town jedoch statt Vorfreude in erster Linie Beunruhigung aus (ganz abgesehen davon, dass er zahlreiche Händlerinnen und Händler ihrer festangestammten Marktbuden beraubte). Über den lokalen Radiosender *Kiss 104* wurden Warnungen durchgegeben, die Kriminellen vom Maxwell Khobe Park würden sich nun, da ihr Rückzugsort zerstört worden war, in der ganzen Stadt verteilen, und es sei mit einem Anstieg bewaffneter Raubüberfälle und mit Vergewaltigungen zu rechnen. Zwar blieb der vorausgesagte Kriminalitätsanstieg allem Anschein nach aus, allein die Gerüchte reichten aber bereits, um die ohnehin stets schwelende Angst vor *armed robbers* zu befeuern – bis diese Angst einige Tage später, Mitte März 2009, zum Teil von den Befürchtungen verdrängt wurde und sich zum Teil mit den Befürchtungen vermischte, die durch die *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown angefacht wurden.

Die Straßenkinder vom Jah Kingdom und ihren *chairman*, einen 18-jährigen jungen Mann, habe ich einige Tage vor dem Abriss des Maxwell Khobe Parks und dem Aufkommen der Gerüchte über einen bevorstehenden Kriminalitätsanstieg zum ersten Mal getroffen. Ich war an diesem Tag mit Sheriff verabredet, einem arbeitslosen jungen Mann und ehemaligen RUF-Kämpfer, von dessen Kämpfervergangenheit ich zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nichts wusste. Ich hatte Sheriff zwei Wochen zuvor auf der Veranda der Friseurin Adama kennengelernt, wo er mich von der Stelle weg über mein Forschungsvorhaben ausfragte. Im Zuge eines Interviews, das ich dann einige Tage später mit Sheriff geführt habe, berichtete er mir zunächst, er habe nie gekämpft und einen Großteil der Kriegszeit als Flüchtling in Guinea verbracht (Interview, 17.02.2009). Im Laufe der nächsten Wochen und Monate habe ich dann jedoch immer wieder von verschiedenen Leuten aus Sheriffs Nachbarschaft Bemerkungen gehört, die auf seine in der Nachbarschaft allgemein bekannte Kämpfervergangenheit hindeuteten (siehe auch oben 6.1.7).³³ Sheriff selbst hat mir erst Monate nach unserem ersten Treffen, kurz

33 | So beispielsweise auf der Beerdigung eines Jungen aus der Nachbarschaft, der an Malaria, Typhus oder an irgendeiner anderen fiebrigen Erkrankung plötzlich verstorben war. Als mir bei der Beerdigung Tränen über die Wange liefen, fuhr Sheriff mich grob an, ich solle

vor meiner Abreise, von sich aus von seiner Kämpfervergangenheit berichtet; wobei er davon ausging, dass ich ohnehin bereits von ihr wusste. Hingegen schlug er mir gleich bei unserem ersten Treffen auf Adamas Veranda in herausforderndem Ton vor, dass er mich an Orte mitnehmen und mich Leuten vorstellen wolle, die mir sonst bestimmt niemand vorstellen würde – wenn ich denn den Mut dazu und vor allem keine Angst vor Müll und Dreck hätte. Er erklärte, ich bräuchte mir keine Sorgen machen, mir würde ganz sicher nichts passieren. Aber der »Frieden in Sierra Leone« (er übernahm die Formulierung, die ich stets nutzte, um neuen Bekannten mein Forschungsinteresse vorzustellen, siehe ausführlich 2.3.1), sehe nun einmal nicht immer besonders ansprechend aus. Wie um sein Versprechen wahr zu machen und im Müllgestank meinen Willen zu testen, war das Jah Kingdom dann gleich unsere erste Station.³⁴ Sheriff stellte mich dem dortigen *chairman* vor und wir vereinbarten einen Interviewtermin für den nächsten Tag, an dem ich mich erneut im Jah Kingdom einfinden sollte.

Das Interview mit dem *chairman* der Straßenkinder vom Jah Kingdom eröffnete ich dann nicht mit meiner üblichen Einstiegsfrage: Was denkst du/was denkt ihr über den Frieden in Sierra Leone? Stattdessen fragte ich ihn, was genau er und seine Jungs eigentlich im Jah Kingdom machen. Anders als im *car wash*, wo Motorräderwaschen zumindest den offiziellen Versammlungszweck darstellt, konnte ich an der Müllhalde und an den verstreut in kleinen Gruppen zusammensitzenden Straßenkindern keinen Hinweis darauf ausmachen, um welchen Anlass, Sinn oder Zweck herum ihre Gemeinschaft organisiert sein mochte. Der *chairman* erklärte mir dann, sie würden sich im Jah Kingdom aufhalten, um Ruhe vor denjenigen zu finden, die sie, die Straßenkinder, für »*bad boys*« halten:

Chairman: »*We are here, because we have no other place to go. [...] In one way you can say, we are living here on our own, but in another way we are not living on our own...we are the problem of Sierra Leone. But anything that we do here, we do it on our own. We feed ourselves, cloth ourselves, provide everything ... we do everything, provide everything. But we here ... even we can see that this is not comfortable. But there is no other way, because it is a way to live a hard life. We struggle all day long for survival. As you can see, we gather here every day. When we go out, some who are better off say that we are bad boys. So we stick to ourselves, so that no one disturbs us.*«

Anne: »*Who says that you are bad boys?*«

Chairman: »*Many people say this.*«

Straßenkinder durcheinander: »*The money-people! That is what they are saying!*«

nicht weinen, wir alle würden irgendwann sterben. Dann drehte er sich um und ging. Daraufhin murmelte eine Frau, die neben mir stand, dass von jemandem, der so viele Menschen auf dem Gewissen hat, wohl keine andere Reaktion zu erwarten sei.

34 | In den Tagen und Wochen darauf, führte Sheriff mich nach und nach durch die *ghettos* auf dem und um den zentralen Marktplatz von Bo Town.

Chairman: *»They always say this, because they can see that we are only under our own control, nobody else controls us. We take care of ourselves and no one else is taking care of us. We are here all day on our own.«*

Straßenkinder durcheinander: *»This is our shelter! This is our shelter!«*

Chairman: *»We have not only been here for one month. Some of us have been here for three to four years.«*

Anne: *»Three to four years in this place?«*

Chairman: *»Yes, only in this place. We are here during the day and at night we find places to sleep.«* (Interview, 26.02.2009)

Der *chairman* versicherte mir dann, dass seine Jungs tatsächlich keinesfalls »schlecht« seien. Stattdessen hätten sie einfach nur Pech gehabt. Viele von ihnen seien Weisen; andere hätten ihre Familien verlassen, weil diese sich nicht um sie kümmerten oder sie nicht versorgen konnten. Nur würden viele Leute die Art und Weise, nach der sie im Jah Kingdom notgedrungen leben, eben als Schlechtigkeit deuten – und zudem annehmen, dass sie bereits während des Krieges »schlechte Dinge« getan haben:

Chairman: *»We just stay here, because things go wrong sometimes and there is no return. So we decided to stay here on our own and to live our own way. Because ... you know, when this war ended, some people did not trust anyone. They think that you did all kinds of bad things. So even if someone is better off, he will not help you, because he was punished during the war and he thinks that others should be punished too.«*

Anne: *»Punished? What do you mean?«*

Chairman: *»Punished in the way that they take you as being a criminal or as not being trustworthy. Maybe that is not the way they are thinking ... but just by the way we are living they take us as bad boys. We are not doing what they are doing, that is: we don't have money to do business or to take care of what they are taking care of. So they take us as bad boys because they see us struggle all day long for our survival. You see, being here does not mean that we don't want to do anything else. But it is not easy for us.«* (Interview, 26.02.2009)

Während des Interviews wurden wir von etwa zwanzig Straßenkindern umringt, die ihrem *chairman* lauthals beipflichteten. Ebenso wie bei den *car wash boys* handelte es sich auch bei ihnen um männliche Jugendliche, überwiegend im Alter zwischen zwölf und 16 Jahren. Als ich den *chairman* fragte, ob es denn nicht auch Mädchen gebe, die auf der Straße leben, erklärte er, die Art, nach der sie im Jah Kingdom leben, sei für Mädchen nicht geeignet. Es sei einfach zu schwierig, zu leidvoll. Dies bedeute jedoch nicht, dass es nicht auch Mädchen und junge Frauen gibt, die keine feste Bleibe haben. Als ich weiter nachhakte, erklärte er, dass Mädchen sich, anstatt ins Jah Kingdom zu kommen, *boyfriends* suchen, die ihnen im Austausch gegen ihre sexuelle Verfügbarkeit zumindest eine Zeitlang ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen bieten:

»Girls are not able to suffer like us.³⁵ There are girls in the streets ... yes! But they cannot just suffer like us. Some are on the streets and look out for men to sleep with them and to get money from them. There are more than 50 or 80 of them. They are looking out for men to take care of them. But you don't really see them during daytime. They don't just come here and sit here. They go out at night to look for their living, but during the day they just stay near their boyfriends who are taking care of them. But this does not mean that they have been married or been put inside a house for marriage, no!« (Interview, 26.02.2009)

Darauf, wie die Jungs vom Jah Kingdom sich im Vergleich zu diesen Mädchen ihre Mahlzeiten organisieren, ging der *chairman* nicht näher ein. Sheriff erklärte mir jedoch nach dem Interview, ihnen bleibe häufig nichts anderes übrig, als ihrem schlechten Ruf gerecht zu werden und zu stehlen – oder aber zu hungern. Im Laufe der nächsten Wochen stellte ich allerdings fest, dass wenigstens einer der Jah Kingdom ›Bewohner‹ sogar einer regelmäßigen Arbeit nachging, für die er jeden Tag als Bezahlung eine große Mahlzeit erhielt: Er arbeitete an einem Marktstand, an dem zwei ältere Händlerinnen gegen einen kleinen Aufpreis bereits zerkleinerte und somit gleich kochfertige Cassavablätter verkauften, die zentraler Bestandteil eines der beliebtesten Reis-mit-Soße-Gerichte sind. Der etwa 13-jährige Junge war für die Zerkleinerung der Cassavablätter zuständig und schien oft den ganzen Tag in der Gesellschaft der Händlerinnen zu verbringen und erst abends ins Jah Kingdom zurückzukehren.³⁶

Der *chairman* erklärte, dass viele Straßenkinder entweder direkt im Jah Kingdom oder unter den über Nacht leergeräumten Markttischen übernachten – wenn sie keine Gelegenheit finden, bei bessergestellten Freunden unterzukommen. Bei

35 | Eine fast identische Formulierung, allerdings als Übersetzung aus dem Portugiesischen, findet sich auch in einem von Henrik Vigh geführten Interview mit Buba, einem arbeitslosen jungen Mann in Bissau (Guinea-Bissau), in dem dieser erklärte, warum er nicht mit seiner Freundin und ihrem gemeinsamen Kind zusammenleben kann: »Women cannot suffer like men« is Buba's way of explaining why he cannot live with his girlfriend. As he is incapable of finding the resources needed to grant himself a meal per day, he is aware that he cannot tend to the primary needs of his girlfriend and their baby, and is therefore unable to fulfill his social ambition and obligation.« (Vigh 2006: 103)

36 | Ich habe oft Einkäufe auf dem Markt erledigt, mit arbeitslosen jungen Männern in den *ghettos* zusammengesessen und einige Tage zu Forschungszwecken, weil mich der Alltag der Händlerinnen interessierte, am Marktstand der Händlerin Isatu, einer Freundin von Adama, ausgeholfen und zusammen mit ihr Schminke, Nagellack, Haarteile, Modeschmuck und Unterwäsche verkauft. Solche ›Luxusgüter‹, die überwiegend aus chinesischer Produktion stammen, sind sehr begehrt und viele Frauen sparen sie sich im wahrsten Sinne des Wortes vom Munde ab. Isatu war die Aufmerksamkeit, die meine Anwesenheit an ihren Stand erregte, sehr recht. Außerdem habe ich stets bereitwillig ihre Essenseinkäufe für sie erledigt und bei meinen Marktrundgängen oft an dem Stand haltgemacht, an dem der Jah Kingdom boy aushalf, um mich mit ihm und den Händlerinnen zu unterhalten.

solchen bessergestellten Freunden handelt es sich oft um ehemalige Straßenkinder, denen es gelungen ist, lange oder oft genug bezahlte Arbeit zu finden, um Geld für die Anmietung eines eigenen Zimmers anzusparen. Zimmermieten müssen üblicherweise im Voraus für ein Jahr oder mindestens für ein halbes Jahr bezahlt werden; ein kleines, etwas mehr als Matratzen-großes Zimmer war 2009 ab halbjährlich ca. 150.000 Leones zu haben (etwa 35 Euro). Der *chairman* erklärte, er versuche, seinen Jungs am Beispiel solcher Freunde, die es wenigstens von der Straße weggeschafft haben, immer wieder Hoffnung auf ein besseres Leben zu machen, um sie vom »Unruhe-Stiften« abzuhalten (*»cause trouble«*) – vermutlich ein Euphemismus für »schlechte« Tätigkeiten von Stehlen bis hin zur Beteiligung an *political violence*. Zugleich räumte der *chairman* ein, seine eigenen Ermutigungen würden ihn oft selbst nicht recht überzeugen:

»I talk to them, speak to them and give them hope so that they have hope and do not destroy their own life. They should not follow bad examples and lose their chance for progress. Because they have a long way to go ... we have a future. But I just don't see how ... how to do something else in life. But I tell them: »Man, you have to stop fighting, causing trouble all day long, because one day you will be a very responsible person in life. You will take care of yourself and your children. You will have your own family. So don't destroy your life before your future reaches you.« (Interview, 26.02.2009)

6.2.4 Arbeitslose junge Männer

Die drastischsten Formulierungen von Gewaltbereitschaften, die ich während meines Forschungsaufenthalts gehört habe, stammen aus einem Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern in einem *ghetto* auf dem zentralen Marktplatz, das ebenfalls Sheriff für mich organisiert hat. Die Teilnehmer des Gruppeninterviews, allesamt Freunde von Sheriff etwa im Alter zwischen 25 und 40 Jahren, versammelten sich jeden Tag um die Mittagszeit in eben diesem *ghetto*. Sie folgten dabei einem immer gleichen Tagesrhythmus, den viele arbeitslose junge Männer in etwa gemeinsam haben: In diesem Rhythmus beginnt jeder Tag aufs Neue mit der Suche nach einer Gelegenheit, ein paar tausend Leones zu verdienen, zumindest genug für eine Mahlzeit, von der arbeitslose junge Männer sich dann nach Möglichkeit etwas aufsparen, um es abends unmittelbar vor dem Schlafengehen verzehren zu können. Mit quälenden Sorgen und leerem Magen, so wurde mir häufig erklärt, sei Einschlafen so gut wie unmöglich. Wer gegen Mittag noch keinen Gelegenheitsjob gefunden hat, kann die Suche allerdings in aller Regel aufgeben. Die wenigen mager bezahlten Tätigkeiten, die es womöglich zu verteilen gegeben hatte, sind spätestens zu diesem Zeitpunkt vergeben. Ebenfalls um die Mittagszeit füllen sich dann die *ghettos*, wo schon diejenigen warten, die sich an diesem Tag – aus zeitweiliger Resignation oder weil sie krank sind – erst gar nicht auf die Suche nach Arbeit gemacht haben und darauf hoffen, dass Freunde ihnen mit etwas Geld aushelfen werden; wenigsten mit so viel,

dass sie etwas Alkohol (meist Palmwein oder hochprozentigen Schnaps, der in kleinen Plastiktüten verkauft wird) trinken oder Marihuana rauchen können, um ihre Sorgen kurzzeitig zu vergessen. Alkohol und Marihuana sind billiger als eine Mahlzeit und, wie viele arbeitslose junge Männer erklärten, aus ihrer Sicht letzten Endes oft befriedigender.

In seiner Studie über meist arbeitslose ehemalige Kämpfer in Bissau (Guinea-Bissau) beschreibt der Anthropologe Henrik Vigh, dass Freundschaften, in denen Verlass darauf ist, dass einander nach Möglichkeit ausgeholfen wird, für arbeitslose junge Männer überlebensnotwendig sind. Vigh bezeichnet solche Freundschaften als »economy of affection and obligation« (Vigh 2006: 106). So wie ich solche Freundschaften in Bo Town erlebt habe, würden sie sich alternativ auch treffend als freundschaftliche Reichtum-an-Menschen-Beziehungen beschreiben lassen, in denen die Hierarchien vergleichsweise flach sind und Patrone und Günstlinge recht häufig die Rollen wechseln. Ich habe mich allerdings oft gefragt, wie über solche Freundschaften tatsächlich genug Mittel zum Überleben mobilisiert werden können; schließlich bringen Gelegenheitsarbeiten kaum genug ein, um noch etwas zum Teilen übrig zu lassen. Den entscheidenden Unterschied scheinen in dieser Situation unregelmäßige Zusatzeinkommen auszumachen, die ein Stück weit geteilt werden können: Sheriff beispielsweise erhielt gelegentlich Geldsendungen von seinem älteren Bruder, der während des Kriegs als Asylbewerber nach Deutschland gelangt war, wo er nach wie vor lebte. Dumbuya, ein anderer arbeitsloser junger Mann, der in demselben Haus wie die Friseurin Adama ein kleines Zimmer mietete, schien sich ab und an im Marihuana-Geschäft von *chairman* Mahmud als Dealer etwas hinzuzuverdienen. Ihm war diese Tätigkeit mir gegenüber unangenehm und auf meine Nachfrage hin stritt er sie ab; ich habe aber einige Male selbst beobachtet, dass Dumbuya in *ghettos* Verkaufstätigkeiten nachging. Auch ich selbst stellte eine zusätzliche Geldquelle dar. Sowohl Sheriff als auch Dumbuya haben mich mehrfach um finanzielle Unterstützung gebeten – nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Freunde, ihre »Brüder« (*brothers*), insbesondere wenn es darum ging, Arztbesuche und Medikamente zu bezahlen. Gerade in Krankheitsfällen reichen die über Freundschaftsnetzwerke mobilisierbaren Mittel nämlich häufig tatsächlich *nicht* zum Überleben. Teure Arztbesuche und Medikamente übersteigen oft die Leistungsfähigkeit der Freundschaftsnetzwerke.

Das von Sheriff für mich mit seinen Freunden organisierte Gruppeninterview im *ghetto* begann damit, dass Sheriff mich den Anwesenden als die »weiße Studentin« vorstellte, deren Besuch er bereits angekündigt hatte. Einige der Anwesenden kannte ich schon von früheren Begegnungen in anderen *ghettos*, die ich gemeinsam mit Sheriff und/oder Dumbuya besucht hatte; die meisten hatte ich jedoch noch nie getroffen. Insgesamt waren etwa 20 Interviewteilnehmer versammelt. Ich stellte mich und mein Forschungsinteresse dann selbst noch einmal kurz vor und stellte dann meine Einstiegsfrage: Was denkt ihr über den Frieden in Sierra Leone? Nach anfänglichem Tumult einigten wir uns darauf, dass diejenigen, die etwas sagen wollten, dies der Reihe nach tun würden:

Mann 1:³⁷ »Some of us are not happy while you see us sitting here. We want to do something. You know what I mean, eh? Because, men who just sit down like this are men who have bad plans. But if we all were busy, bad plans would not exist in this country.«

Alle durcheinander: »Not at all!«

Mann 1: »But men who sit down, smoke and drink, they have bad plans. But if everybody went to work ... you know what I mean, eh? So I think, where there is work there are no problems. So let the young men busy themselves.«

Klatschen, allgemeine Zustimmung

Mann 2: »Like me, I am just sitting here because I have no job. And people tell me that I am idle. But I don't want to be idle. Just there is no assistance. If there was assistance, I would not sit down for the rest of the day wasting time. I would work. And at the end of the day I would benefit. Most of us, as you see us sitting here, are educated or at least received some training. But unfortunately there are no jobs. Let me give you one example: People came here, who wanted to dig a trench along the road. Then they paid us 5000 [in 2009 etwas mehr als ein Euro, Anm. A.M.] for one day. I have a family, my wife and my son. How can they live on these 5000?«

Anne: »It is impossible.«

Mann 2: »It is hard. And because of all the hardness we become weak ... weak in the sense that we spend our time here for the rest of the day. If we all had jobs, you would not be able to come and visit us here. You would not be able to meet anybody, because we would be busy. But now we just sit here. If I go to the streets and I have 2000 Leones, out of these 2000 Leones I have to eat, my people have to eat, I have to pay house rent. So the burden is too much for the kind of money that I am able to earn in one day! This can move you to do bad things. You really have to control your heart. If you don't control your heart you will always tend to go the wrong way.«

Alle durcheinander: »Yes, yes, yes exactly!«

Mann 3 (sehr laut und aufgebracht): »I want to tell our sister...«

Alle durcheinander unterbrechen ihn: »You don't have to shout, calm down!«

Mann 3: »I want to tell her that it is problems that result from our homes that make us live in the streets. Like me, I have a house that my father built for us, but when my father died our uncle took the house from us. So, what my father did for me did not have any effects. This discouraged me and made me drop out of school and I decided to live on my own until I make money one day. So that is why I live in the streets. So, you said you came to know our minds and now you know. If you can give us small jobs, we will be happy. This would help us. The government does not help us. You white people have to come help us and then it will be better. You understand? There is so much to do, engineering, driving.... you should come and employ us. Look at me, I am idle! Do you know where I want to go to steal right now? I want to go to my uncle's house and steal. Yes! From this morning, when I didn't

37 | Da ich die Namen mancher Interviewteilnehmer auch im weiteren Verlauf der Feldforschung nicht erfahren habe und ihnen deshalb hier auch keine Pseudonyme zuweisen will, habe ich die Sprechenden in dem folgenden Interviewauszug der Übersichtlichkeit halber durchnummeriert

have money, I have been planning to go steal. Like this thing that you have here [er zeigt auf mein Aufnahmegerät, Anm. A.M.] ... I will take it and put it in my pocket.»

Allgemeines Lachen

Mann 3: *»Anyway, this is my plan. But if I had work, I would go do work. But since I don't have work my plan is to go steal ... and I plan to go fight! Yes! That is how it is.«* (Gruppeninterview, 27.02.2009)

Trotz Beschwichtigungsversuchen von Sheriff und einigen anderen war es, als ob nach dem Ausruf *»I plan to go fight!«* ein Damm gebrochen wäre; alle vorherigen Absprachen, der Reihe nach zu sprechen, waren vergessen. Ich habe im weiteren Verlauf des ›Interviews‹ dann kaum mehr Fragen gestellt, sondern den Debatten gelauscht, die zwar immer noch an mich adressiert wurden, sich aber ansonsten völlig ohne mein Zutun und einigermaßen tumultartig entfalteten. In ihnen ging es um die sozioökonomische Misere der *youth* in Sierra Leone, um »unnütze« internationale Projekte und Kampagnen,³⁸ um die Korruption der politischen Machteliten und schließlich darum, dass es um des Friedens willen eigentlich notwendig sei, alles zu ertragen und den eigenen »schlechten Plänen« nicht freien Lauf zu lassen. Zugleich wurde beklagt, dass kaum zu erwarten sei, dass sich solche Selbstkontrolle für das eigene Leben auszahlen wird. Um selbst vorankommen zu können, sei es angesichts des Mangels an regelmäßig und gut bezahlten Jobs nahezu unvermeidbar, »schlechte Pläne« zu schmieden: *»We have just left the war behind us, but we might have to go back. Unless we go steal, go to the bush and do bad things, there will be nothing for us. Because there are no jobs!«* (Gruppeninterview, 27.02.2009)

Im Kontext des Gruppeninterviews wurde dabei schnell klar, dass es sich bei den »schlechten Plänen«, von denen Sheriffs Freunde sprachen, in erster Linie um Bereitschaften handelte, sich von Politikern als *thugs* für *political violence* an-

38 | Im Fokus standen dabei insbesondere der *Special Court* sowie Aufklärungskampagnen über die Rechte von Frauen und Kindern, von denen es hieß, sie würden nicht zur sierra-leonischen Kultur passen und arbeitslosen jungen Männern das Leben noch mehr erschweren (siehe auch oben 6.1). Mit Blick auf den *Special Court* forderte einer der Interviewteilnehmer beispielsweise: *»Forget the Special Court! Peace will stay for good. Just find work for the youth. Take that money that is being used for the Special Court and open companies for the youth.«* (Gruppeninterview, 27.02.2009) Ähnliches wurde auch in anderen Interviews und Gesprächen von arbeitslosen jungen Männern geäußert. Dumbuya erklärte etwa: *»To build the Special Court ... all this money that they have spent on building this Special Court ... I just think someone should have told the donors: ›We don't need this in our country. But let's open a big farming center. Let's spend this money on farming. By the next three to five years people will be able to reap the benefits.‹ But no, they went on, they built the Special Court, they just wasted money. Then, how do you think we can use the Special Court. Can we cook it? Can we eat it? No. We will never cook it and eat it.«* (Interview, 01.04.2009)

heuern zu lassen. Dies wurde nicht zuletzt an zustimmungssuchenden Seitenblicken auf Sheriff deutlich, der sich nicht selbst aktiv an dem Interview beteiligte, seinen Freunden aber immer wieder ermutigend zunickte. Seine eigene Bereitschaft, sich für *political violence* anheuern zu lassen, hatte Sheriff mir bereits in einem Einzelinterview dargelegt, das er mir gleich zu Beginn unserer Bekanntschaft gegeben hatte:

Sheriff: »*Trust me, this country is not secure.*«

Anne: »*Why?*«

Sheriff: »*I tell you, problems will cause problems.*«

Anne: »*Like what? Give me an example.*«

Sheriff: »*You know what causes theft?*«

Anne: »*Poverty?*«

Sheriff: »*God bless you! You know what causes fights?*«

Anne: »*Poverty?*«

Sheriff: »*God bless you! So I am talking to you like a prophet. I just want to tell you: I am a Sierra Leonean, I am tired of sitting in this country in languish. I have a certificate³⁹, but I cannot make use of it ... yes. [...] So somebody might come and say: 'Hey gentlemen, you have learned book [ihr seid zur Schule gegangen, Anm. A.M.] but still you have nothing! Here is some money! Do this and that!'* What do you think, will he be able to persuade me?»

Anne: »*Mhm, you tell me.*«

Sheriff: »*Look Anne, I went to school, I don't have work ... and there comes somebody who tells me: 'Hey boys, you don't have work ... I have work for you, I will pay you 300.000 [etwa 70 Euro, Anm. A.M.]. Let's go. I will go do anything ... anything, you understand? I have to follow him. Everybody wants food, everybody is sick ... I have to go. And this causes problems in this country. Trust me.*« (Interview, 17.02.2009)

Allerdings wurde mir im Laufe unserer Bekanntschaft bald klar, dass Sheriff sich tatsächlich keinesfalls mit einer einmaligen Bezahlung für Schläger-Dienste zufrieden geben wollte. Vielmehr arbeitete er an einer ›politischen Karriere‹, die ihm Zugang zu aussichtsreichen Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und damit zu echten Aufstiegsmöglichkeiten verschaffen sollte. Nach und nach berichtete er mir, bereits Kontakte zu lokalen APC-Politikern geknüpft zu haben; sie hätten ihn mittlerweile sogar zum ehrenamtlichen APC *youth chairman* von Bo Town ernannt – wobei ich mir nicht sicher bin, inwieweit diese Ernennung tatsächlich offiziellen Charakter hatte. In Sheriffs Augen beinhalteten seine Aufgaben und Verantwortlichkeiten als APC *youth chairman* aber in jedem Fall, sich alltäglich einen Überblick über die Geschehnisse in den *ghettos* und im *Jah Kingdom* zu verschaffen, dabei für die Partei zu werben, Frustrierten Mut zuzusprechen und, wenn möglich, hier und da mit etwas Geld auszuhelfen. Zu-

39 | Sheriff kann lesen und schreiben und hat nach dem Krieg im Rahmen eines geberfinanzierten Ausbildungsprogramms eine kurze handwerkliche Lehre absolviert.

dem hielt er seine Freunde über ›politische Entwicklungen‹ beziehungsweise über das Fortschreiten seines Kontaktknüpferns auf dem Laufenden. Auch für sie sollten sich aus Sheriffs Kontakten idealerweise spätestens im Vorfeld der nächsten nationalen Parlaments- und Präsidentschaftswahlen im November 2012 Gelegenheiten ergeben, von dem *power business* der politischen Eliten zu profitieren. Hierauf wurde ich von Sheriffs Freunden auch im Gruppeninterview explizit hingewiesen:

Mann 4: *»There are some people, when they want something from the youth, when they need support, they come to the youth. During these times they buy alcohol for us, and they buy food so that we can eat.«*

Anne: *»Who does this?«*

Mann 4: *»The big ones in this country.«*

Mann 1: *»Like this man who brought you here [Sheriff, Anm. A.M.]. He is our own big one.«*

Mann 4: *»This man is with us every day, every hour, every minute. If anything happens, if anything is going on, he will tell us.«* (Gruppeninterview, 27.02.2009)

Leider bin ich nicht darüber auf dem Laufenden, was aus Sheriffs ›politischer Karriere‹ letztlich geworden ist. Ich habe den nach meiner Rückkehr nach Deutschland ohnehin nur sporadischen Kontakt zu Sheriff Anfang 2011 verloren. Dumbuya und Adama zufolge war er, nachdem er eine Zeitlang in Freetown gelebt hatte, während des 2012er Wahlkampfs aber wieder in Bo Town im *politics business* aktiv. Im Juli 2012 haben sie mir telefonisch berichtet, Sheriff habe für seinen persönlichen Gebrauch ein rotes Motorrad geschenkt bekommen, das an den Seiten jeweils mit einer weißen Sonne versehen ist; rot ist die Farbe des APC, eine weiße Sonne auf rotem Untergrund das APC-Symbol.⁴⁰

6.2.5 Ausblick: die 2012er Wahlen

Eigentlich hatte ich geplant, diese Arbeit möglichst vor den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen im November 2012 fertigzustellen. Da es nun aber anders gekommen ist, will ich an dieser Stelle wenigstens einen kurzen Ausblick auf die 2012er Wahlen geben. Ich nenne es deshalb ›Ausblick‹ und nicht ›Rückblick‹, obwohl die 2012er Wahlen zum Zeitpunkt der Fertigstellung der vorliegenden Arbeit (Sommer 2013) bereits über ein halbes Jahr zurückliegen, weil ich hier keine ausführliche Rekonstruktion und Interpretation des Wahlkampfs und Wahl-

40 | Ab Herbst 2012 ist mein Informationsstrom über Sheriff erneut versiegt. Dumbuya lebt mittlerweile nicht mehr in Bo Town und ich habe den Kontakt zu Adama verloren. Ich habe sowohl Dumbuya als auch Mohammed (der mittlerweile in Kenema lebt) darum gebeten, bei ihrem nächsten Besuch in Bo Town bei Adama vorbeizuschauen – bis jetzt (Mai 2013) habe ich aber noch keine Neuigkeiten von ihr.

ausgangs leisten kann. Stattdessen gebe ich einen Ausblick auf Entwicklungen und Ereignisse, die es sich näher zu untersuchen lohnen würde.

Seit meiner Abreise Mitte Mai 2009 ist es in Sierra Leone noch mehrfach vereinzelt zu *political violence* gekommen. Ein besonders gewaltsamer ›Zwischenfall‹ hat sich im September 2011 in Bo Town ereignet. Bei einem Wahlkampf-Umzug des neuen Präsidentschaftskandidaten der SLPP, Maada Bio (der 1996 als Anführer des NPRC bereits kurzzeitig sierra-leonischer Präsident war, siehe oben 5.1.7), wurde dieser angegriffen und leicht verletzt. Die folgende Darstellung fasst in etwa den kleinsten gemeinsamen Nenner der insgesamt sehr unterschiedlichen sierra-leonischen Medienberichte zusammen, in denen die *political violence* in Bo Town mal als eindeutig APC-provoziert und mal als SLPP-orchestriert porträtiert wurde: Maada Bio fuhr von eigenen Bodyguards umringt in einem offenen Wagen langsam durch die Straßen von Bo Town. Als der Wagen das lokale APC-Büro passierte, wurden Bio und seine Entourage von mutmaßlichen APC-*thugs* mit Steinen beworfen, von denen einer den Präsidentschaftskandidaten am Kopf traf. Er wurde jedoch nur leicht verletzt. Als Reaktion auf diesen Angriff verübten SLPP-*thugs* – mutmaßlich unter Führung eines lokal prominenten SLPP-Parlamentsabgeordneten – noch am selben Tag einen Brandanschlag auf das APC-Büro und zogen dann weiter zu den Häusern zweier lokaler APC-Politiker, die geplündert und ebenfalls in Brand gesteckt wurden. Zugleich kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen SLPP-*thugs* und Angehörigen der OSD-Paramilitärs (siehe oben 6.1.7). OSD-Einheiten waren von der Regierung offiziell damit beauftragt worden, den Oppositionskandidaten Bio während seines Wahlkampfauftritts zu schützen – was offenbar scheiterte. Allerdings ist leicht vorstellbar, dass Bio den Schutz der OSD von vornherein abgelehnt hat, und eben deshalb von eigenen Bodyguards umringt war, als er angegriffen wurde. Schüsse, die von OSD-Angehörigen in die Menge gefeuert wurden, forderten mehrere Verletzte und einen Toten (vgl. etwa Gberie 2011; Awareness Times/ohne Autorenangabe 2011).

Im April 2012 nahmen zudem im Tonkolili Distrikt Demonstrationen gegen die Arbeitsbedingungen in einer Eisenerzmine einen gewaltsamen Ausgang: Die Demonstranten und auch unbeteiligte Umstehende wurden von OSD-Einheiten unter Beschuss genommen, wobei eine junge Frau schwer verletzt und eine weitere getötet wurde (vgl. Amnesty International 2012). Diese Gewalt scheint auf den ersten Blick zwar nicht unmittelbar in ein *political violence* Schema zu passen – sie hat aber insofern zumindest eine *political violence* Konnotation, als der OSD-Einsatz hier die strikt Investoren-freundliche Politik, der sich die APC-Regierung in den letzten Jahren verschrieben hat, mit einer gewaltsamen Machtdemonstration unterstrich; die Eisenerzmine wird von dem in Großbritannien registrierten Unternehmen *African Minerals Limited* betrieben.⁴¹ Laut Angaben des sierra-leonischen Finanzministers sind die staatlichen Einnahmen in den

41 | Zu dieser Investoren-freundlichen Politik vgl. etwa Gberie (2010) und *The Oakland Institute* (2011).

letzten Jahren (Stand 2012) durch Einkünfte aus ausländischen Investitionen so stark gewachsen, dass internationale Entwicklungshilfe und Kredite statt vormals 70 Prozent (beziehungsweise 80 Prozent zu Zeiten der zweiten Kabbah-Administration, 2002-2007, vgl. Kandeh 2008: 605) nur noch 40 Prozent des jährlichen Staatshaushalts ausmachen (vgl. Doyle 2012). Allerdings ist eine positive Entwicklung für die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner (noch?) nicht spürbar. Ein 2012er APC-Wahlkampfslogan, in dem es hieß »*di Pa de wok*« – der Pa (der Präsident) arbeitet hart (um Sierra Leone voran zu bringen) –, wurde deshalb populär in »*di Pa de wok, but di Mami nor de cook*« umgewandelt: Der Pa arbeitet hart, aber die Mami kocht nicht. Es gibt in Sierra Leone also weiterhin noch nicht einmal genug zu essen.⁴²

Insgesamt verlief die ›heiße Phase‹ des 2012er Wahlkampfes dann aber weit aus gewaltärmer, als meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner es im Jahr 2009 erwartet hatten. Die Wahlkampfstrategie des mit deutlicher Mehrheit (knapp 59 Prozent) gleich im ersten Wahlgang wiedergewählten Präsident Ernest Bai Koroma (APC) bestand in erster Linie darin, sich als Garant für wirtschaftliche Entwicklung zu präsentieren und ›Ruhe und Ordnung‹ zu bewahren.⁴³ Obwohl erneut informelle Partei *task forces* mobilisiert wurden (vgl. Christensen 2012a), spielten diese gerade auf Regierungsseite im Wahlkampf nur noch eine untergeordnete Rolle. Stattdessen wurde vermittels der staatlichen Polizeikräfte und insbesondere der paramilitärischen OSD Stärke demonstriert. Mimi Söderberg Kovacs, eine Friedens- und Konfliktforscherin, die den Wahlkampf und die Wahlen in Freetown beobachtet hat, beschreibt, dass die massive Polizeipräsenz in der Hauptstadt keinesfalls nur für ›Ruhe und Ordnung‹ gesorgt hat, sondern auch selbst Anlass zu Beunruhigung gab:

»Although the electoral process so far has been largely peaceful, the last couple of weeks have also seen a number of minor events that have sparked incidents of electoral violence. So far, such incidents have been effectively contained by the state's security forces, and have not escalated into any serious clashes. However, the heavy and visible presence of

42 | Ich bin auf diesen Wahlkampfslogan und seine Abwandlung zuerst von mittlerweile ehemaligen Studenten der *Njala-University* aufmerksam gemacht worden, mit denen ich auf Facebook ›befreundet‹ bin. Auf telefonische Nachfrage haben Mohammed, Dumbuya und Adama mir bestätigt, dass auch sie sowohl diesen Wahlkampfslogan als auch seine Abwandlung, die sie für sehr angebracht hielten, bereits gehört hatten.

43 | Zudem ist es Präsident Koroma gelungen, prominente SLPP-Politiker auf seine Seite zu ziehen und mit ihrer Unterstützung Wählerstimmen in den SLPP-Hochburgen im Süden und Südosten von Sierra Leone zu gewinnen. Als besonders spektakulär gilt der Seitenwechsel von Tom Nyuma, zuvor ein langjähriger Weggefährte des SLPP-Kandidaten Maada Bio, der nach Distrikt-Wahlen im Jahr 2008 noch als SLPP-Politiker das höchste politische Amt im Kailahun Distrikt übernommen hatte (vgl. Blyden 2012b). Für eine Darstellung von Tom Nyumas politischem Werdegang vgl. Christensen (2012b).

both the police and the military patrolling the streets during the election period have not always rendered a sense of security among the population. For some, it has instead been a cause of provocation and a sign that the APC is conflating the party with the state in an attempt to consolidate its power gains.« (Söderberg Kovacs 2012)

Zugleich wurde der Wahlkampf von Anti-Gewalt-Aufklärungskampagnen begleitet, die vor allem von lokalen NGOs betrieben wurden, die *youth* und Exkombattanten dazu aufriefen, sich nicht in *political violence* involvieren zu lassen. Verschiedene NGOs verständigten sich dabei auf einen gemeinsamen Ansatz, für den ehemalige Kämpfer als ehrenamtliche Friedensbotschafter gewonnen wurden. Diese sollten dann unter ihren Freunden und in den von ihnen frequentierten *ghettos* über die Gefahren von *political violence* aufklären (vgl. West African Democracy Radio/ohne Autorenangabe 2012).

6.3 DIE EMPIRISCHE DEFINITION

Mit den ersten beiden Teilen dieses Kapitels ist an dieser Stelle nun ein ausführlicher Überblick über das gesammelte empirische Material gegeben worden – im ersten Teil mit Fokus auf Gewalterwartungen und im zweiten Teil mit Fokus auf den Lebensumständen, Selbstwahrnehmungen, Situationsdefinitionen und, in einigen Fällen, Gewaltbereitschaften »gefährlicher junger Männer«. Im Folgenden gilt es, die unfriedlichen Beziehungen darzustellen, die sich auf Grundlage des gesammelten empirischen Materials definieren lassen.

Um zu einer empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen zu gelangen, habe ich auf Basis des gesammelten empirischen Materials zwei Fragen beantwortet: Zwischen wem bestehen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen? (Form) Und: Worum geht es in diesen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen? (Inhalt) Wie in Kapitel 3 angekündigt und erläutert worden ist, war es dabei für die Definition der Form notwendig, in dem gesammelten empirischen Material gemeinsame Klassenlagen und -merkmale (oder gegebenenfalls Gruppenidentitäten und -strukturen) auszumachen, um die verallgemeinerte Qualität der Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen herauszuarbeiten und unfriedliche Beziehungen über Klassifizierungen (oder gegebenenfalls über die Identifizierung relevanter Gruppen) kollektiv zu verorten. Für die Definition des Inhalts galt es, in dem gesammelten empirischen Material gemeinsame Ideen, Vorstellungen und/oder Problemdefinitionen auszumachen, auf deren Grundlage verallgemeinernde Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen in Erwägung gezogen beziehungsweise empfunden werden (siehe oben 3.2 und 3.3). In der Darstellung der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen beschreibe ich im Folgenden allerdings nur einen Bruchteil des Definitionsprozesses. Dieser bestand aus einer Vielzahl von Versuchsschleifen, in denen ich Antworten auf beide Fragen erst versuchsweise aufgestellt und dann wieder verworfen habe – bis

Antworten gefunden waren, *die auf Basis des ganzen gesammelten empirischen Materials plausibel sind*; die also den Abgleich mit allen Interviews, Gesprächen und Beobachtungen ›bestehen‹ konnten (siehe ausführlicher oben 2.4).

Als gedanklicher Ausgangspunkt, von dem aus ich den Definitionsprozess begonnen habe, dienten die unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung – zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung (siehe oben 4.2). Von ihnen weichen die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen im Ergebnis deutlich ab: Zwar spielen auch in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen Gewalterwartungen eine zentrale Rolle, in denen gerade ehemaligen Kämpfern Gewaltbereitschaften zugeschrieben werden. Jedoch werden diese Gewalterwartungen nicht nur und noch nicht einmal in erster Linie ehemaligen Kämpfern entgegengebracht. Die Zuschreibung von Gewaltbereitschaften ist vielmehr an einer speziellen Ästhetik der Gefährlichkeit orientiert, die als bildhafte und zugleich von vornherein mit Interpretationen und Bewertungen aufgeladene Vorstellung von den ›Gefährlichen‹ zum Inhalt der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen gezählt werden kann, die aber zugleich auch eine zentrale Vermittlerrolle zwischen Form und Inhalt einnimmt.

6.3.1 Unfriedliche Beziehungen zwischen Wachsam und ›gefährlichen jungen Männern‹

Ihrer Form nach bestehen die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zwischen einer Klasse von Wachsam und einer Klasse generalisiert unter Exkombattanten-Verdacht gestellter ›gefährlicher junger Männer‹, die jedoch weder notwendigerweise tatsächlich Exkombattanten noch notwendigerweise tatsächlich gewaltbereit sind, dafür aber zugleich mit in die Klasse der Wachsam hineingehören. Ich beginne nun mit der Klassifizierung der Wachsam und arbeite mich dann über die Inhalte der Gewalterwartungen, die Ästhetik der Gefährlichkeit und die Inklusion der ›Gefährlichen‹ in die Klasse der Wachsam bis zu Gewaltbereitschaften und zur Klassifizierung ›gefährlicher junger Männer‹ vor.

Die zentrale Gemeinsamkeit, auf deren Grundlage sich die Klassifizierung der Wachsam vornehmen lässt, besteht darin, dass die Wachsam – zu denen alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ohne Ausnahme gehören – sich alltäglich in einer *prekären Sicherheitslage* bewegen. Die Prekarität dieser Sicherheitslage ergibt sich nicht in erster Linie aus unmittelbaren Bedrohungen, sondern daraus, dass davon ausgegangen wird, dass im Falle unmittelbarer Bedrohungen oder wenn unmittelbare Bedrohungen erwartet werden, keine effektiven und verlässlichen Schutzmaßnahmen greifen – außer denen, die selbst gemeinschaftlich organisiert und in individueller Wachsamkeit alltäglich praktiziert werden (siehe oben 6.1.7). Die Notwendigkeit alltäglicher Wachsamkeit wurde von einer jungen Lehrerin in die Formel gefasst: »*Everyday we have to provide security for ourselves.*« (Interview, 25.03.2009) Die Gewalterwartungen, die ›gefährlichen jungen Männern‹ entgegengebracht werden, wirken zugleich als

elementare Bestandteile und als ermöglichende Voraussetzungen gemeinschaftlich organisierter Schutzmaßnahmen und individueller Wachsamkeit. Indem sie Charakterisierungen der ›Gefährlichen‹ liefern und in Form einer speziellen Ästhetik der Gefährlichkeit konkrete Vorstellungen darüber enthalten, woran die ›Gefährlichen‹ erkennbar sind, bieten sie den Wachsamten Orientierung und erlauben es ihnen so, ihre Schutzbemühungen und ihre Wachsamkeit zu fokussieren: auf ›gefährliche junge Männer‹.

Von ›gefährlichen jungen Männern‹ wird erwartet, dass sie in einer Weise verroht sind, die sie dazu tendieren lässt, gewaltsamen Impulsen unkontrolliert nachzugeben, und die sie zudem besonders anfällig dafür macht, gewaltkriminelle Taten zu begehen und sich von Politikern für *political violence* anwerben zu lassen. In diesen Vorstellungen schwingt zudem stets die Vermutung oder zumindest der Verdacht mit, dass ›gefährliche junge Männer‹ sich unter Bedingungen kriegesischer Gewalt als Kämpfer an Verrohtheit gewöhnt haben, die sie im Nachkriegskontext nicht ablegen können oder nicht ablegen wollen. Entsprechend heißt es, dass »diese jungen Männer« keine Verantwortung für andere übernehmen, sondern nur schnelles Geld machen wollen, um den eigenen Drogenkonsum und das eigene verantwortungslose Leben zu finanzieren – so wie sie es noch aus Kriegszeiten gewöhnt sind. Zugleich wird durchaus auch anerkannt, dass es ›gefährlichen jungen Männern‹ an sozioökonomischen Perspektiven mangelt, und es wird angenommen, dass ihre Verrohtheit wohl ein gutes Stück weit unter Kontrolle gebracht werden könnte, wenn ihnen regelmäßige und für eine verantwortungsvolle Lebensweise ausreichend bezahlte Arbeit gegeben würde – wobei jedoch nicht absehbar ist, dass dies in nächster Zeit geschehen wird (siehe oben 6.1.3).

Dabei steht die Auffassung, dass Verrohtheit über bezahlte Arbeit und Ausichten auf ein verantwortungsvolles Leben quasi nach Art einer Zähmung unter Kontrolle gebracht werden könnte, genau genommen im Widerspruch zu den Implikationen der Verrohtheitsannahme: Wenn ›gefährliche junge Männer‹ nämlich tatsächlich in dem Sinne verroht sein sollten, dass sie gar kein gewaltloses und verantwortungsvolles Leben führen können und/oder wollen, müsste eigentlich davon ausgegangen werden, dass diese Dispositionen und Präferenzen auch dann bestehen bleiben würden, wenn ›gefährlichen jungen Männern‹ die Möglichkeit zu einer verantwortungsvollen Lebensweise gegeben würde. Allerdings sind Widersprüche in Vorstellungen und Annahmen, die in erster Linie im Alltag angewandt und von ihren Anwenderinnen und Anwendern dabei nicht zuvor auf logische Konsistenz geprüft werden, kaum überraschend. In angewandten Vorstellungen sind Widersprüche zudem keine logischen Fehler, die in der Darstellung dieser Vorstellungen korrigiert werden müssten. Vielmehr haben Widersprüche, wenn sie in angewandten Vorstellungen und Annahmen nun einmal vorkommen, ihren Platz in sozialer Realität; und nur indem dem Drang widerstanden wird, sie ›logisch zu machen‹ beziehungsweise ihre Widersprüchlichkeit einzuebennen, lässt sich sowohl in der Interpretation als auch in der textlichen

Darstellung von praktisch angewandten Vorstellungen und Annahmen möglichst nah an das herankommen, was in sozialer Realität tatsächlich gedacht, empfunden und praktiziert wird:

»Man muss der Praxis eine Logik zuerkennen, die anders ist als die Logik der Logik, damit man der Praxis nicht mehr Logik abverlangt, als sie zu bieten hat. Sonst wäre man dazu verdammt, entweder mangelnde Schlüssigkeit von ihr zu verlangen oder ihr eine erzwungene Schlüssigkeit überzustülpen.« (Bourdieu 1993: 157)

Auch für die Darstellung der Ästhetik der Gefährlichkeit ist es notwendig, die »Logik der Logik« beiseite zu lassen. Aus Perspektive der »Logik der Logik« betrachtet ›funktioniert‹ die Ästhetik der Gefährlichkeit nämlich in erster Linie über inakzeptable Zirkelschlüsse. Gefährlich sind demnach diejenigen, die schon ›gefährlich aussehen‹ – und die demnach gefährlich aussehen, weil sie wohl tatsächlich gefährlich und somit mit einiger Wahrscheinlichkeit ehemalige Kämpfer sind.

Die Ästhetik der Gefährlichkeit besteht dabei genau genommen nicht aus einzelnen Merkmalen, sondern aus einem stets bereits vollständigen Bild, das in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter bedrohliche Assoziationsketten auslöst. Dennoch lässt sich dieses Bild, das ich hier aus Interviews, Gesprächen und vor allem auch Interaktionsbeobachtungen zusammentrage, zu Darstellungszwecken in etwa in seine einzelnen ›Zutaten‹ zerlegen: Die ›Grundzutat‹ sind stets männliche Jugendliche und junge Männern – wobei ›Jugend‹ als breite Kategorie zu verstehen ist, in die Männer gut und gerne bis ins Alter von 40 Jahren hineinfallen können (siehe oben 6.1). Um als gefährlich wahrgenommen zu werden, müssen männliche Jugendliche und junge Männern dann aber stets noch mit ›Gefährlichkeitsmerkmalen‹ ausgestattet sein. Zu diesen ›Gefährlichkeitsmerkmalen‹ gehören erstens (Un-)Tätigkeiten, die als ziel- und verantwortungslos und als allein darauf ausgerichtet angesehen werden, das eigene ziel- und verantwortungslose Leben bestreiten zu können, an das die Betroffenen sich demnach vermutlich bereits als Kämpfer unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gewöhnt haben. Als gefährlich werden dann diejenigen angesehen, die verroht erscheinenden (Un-)Tätigkeiten – etwa *bike riding*, *car wash* und ›Herumhängen‹ in *ghettos* – nachgehen. Ein zweites ›Gefährlichkeitsmerkmal‹ ist abgerissenes und insgesamt ungepflegtes Aussehen (etwa das Tragen von schmutziger oder gar zerrissener Kleidung), das mit einem Leben auf der Straße oder auch mit *bike riding* auf staubigen Straßen und Wegen zwangsläufig einhergeht und das von wachsamen Betrachterinnen und Betrachtern mit verantwortungslosen Lebensweisen assoziiert wird. Ein drittes ›Gefährlichkeitsmerkmal‹ ist Drogenkonsum, der zwar selten offen beobachtet werden kann, auf den aber häufige Besuche in den *ghettos* hinweisen; zudem wird Drogenkonsum oft in der Wahrnehmung anderer ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ gleich mit-assoziert, obwohl es an unmittelbaren Hinweisen darauf fehlt, dass die betreffenden Jugendlichen und jungen Männer tatsächlich Drogenkonsumenten sind. Ein viertes und zentrales ›Gefährlichkeitsmerkmal‹ ist

›Fremdheit‹ – in dem Sinne, dass diejenigen, die über die Ästhetik der Gefährlichkeit von wachsamen Betrachterinnen und Betrachtern als ›gefährliche junge Männer‹ ausgemacht werden, ihnen nicht näher persönlich bekannt sind. So verstandene Fremdheit ist für die Ästhetik der Gefährlichkeit deshalb zentral, weil sie zwingend zu jedem der anderen ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ hinzukommen muss, damit die Ästhetik der Gefährlichkeit in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter ihre bedrohliche Wirkung entfalten kann. Jugendliche und junge Männer, die eines oder mehrere der genannten ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ aufweisen, für die wachsamen Betrachterinnen und Betrachter aber zudem erfahrungsbasiert – weil sie ihnen nicht fremd sind – davon ausgehen, dass sie nichts von ihnen zu befürchten haben (und die ihnen womöglich sogar sympathisch sind), werden nicht als gefährlich, sondern allenfalls als (noch) nicht verantwortungsvoll wahrgenommen. Zuweilen wird für solche Bekannten dann sogar gelten gelassen, dass sie sich ernsthaft darum bemühen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und bislang einfach nur Pech gehabt haben. Ein fünftes ›Gefährlichkeitsmerkmal‹, das mit Fremdheit einhergeht und dessen Bedrohlichkeit insbesondere durch verroht erscheinende (Un-)Tätigkeiten noch gesteigert wird, ist das (anscheinende) Fehlen von effektiver sozialer Kontrolle. Fremde Jugendliche und junge Männer werden – vor allem, wenn sie noch dazu verroht erscheinenden (Un-)Tätigkeiten nachgehen – in dem Sinne als frei und ungebunden wahrgenommen, dass sie nicht erkennbar unter der Kontrolle verantwortungsvoller und verlässlicher Patrone stehen, die ihrer Verrohtheit gegebenenfalls Einhalt gebieten könnten. Der *chairman* vom Jah Kingdom brachte dieses fünfte ›Gefährlichkeitsmerkmal‹, das an *rebel*-hafte ›Freiheit‹ unter Bedingungen kriegesischer Gewalt erinnert (siehe oben 5.1.2), folgendermaßen auf den Punkt: »*They always say this [dass Straßenkinder »bad boys« sind, Anm. A.M.], because they can see that we are only under our own control, nobody else controls us. We take care of ourselves and no one else is taking care of us. We are here all day on our own.*« (Interview, 26.02.2009)

Auf Basis des gesammelten empirischen Materials kann ich unmöglich einschätzen, zu welchem Anteil diejenigen, die ausgehend von der Ästhetik der Gefährlichkeit für verroht gehalten und damit zugleich unter Exkombattanten-Verdacht gestellt werden, tatsächlich ehemalige Kämpfer sind. Zumindest mit Blick auf *bike riders* steht mir hierzu zwar eine Schätzung des *vice-chairman* der BRDA zur Verfügung, der zufolge im Jahr 2009 noch etwa die Hälfte der *bike riders* in Bo Town ehemalige Kämpfer waren. Allerdings handelt es sich, wie ich oben bereits dargestellt habe, bei dieser Schätzung nur um einen persönlichen Eindruck des *vice-chairman*; und es ist sogar denkbar, dass der Exkombattanten-Anteil unter den seit Kriegsende massiv angeschwollenen und weiter anschwellenden Reihen der *bike riders* in diesem persönlichen Eindruck noch deutlich zu hoch angesetzt ist (siehe 6.2.1). Mit Blick auf die *car wash boys* und die Straßenkinder vom Jah Kingdom kam mir während der Feldforschung zudem bald der Gedanke, dass zumindest die Zwölfjährigen unter ihnen, die zum Kriegsende (2002) entsprechend fünf Jahre alt waren, wohl kaum gekämpft haben können. Anderer-

seits stellte selbst frühes Teenageralter im Jahr 2009 wohl noch kein Kriterium dar, über das Kämpfervergangenheiten definitiv ausgeschlossen werden konnten. Nicht nur können Alterseinschätzung leicht um ein paar wichtige Jahre daneben liegen; darüber hinaus waren unter Bedingungen kriegerischer Gewalt in der Tat auch sehr junge Kinder (zwangs-)rekrutiert worden, wobei Fünfjährige definitiv eher die Ausnahme gewesen sein dürften. In der Sekundärliteratur wird an einigen Stellen aber auf siebenjährige Rekruten hingewiesen (vgl. etwa Hoffman 2002: 301-303; Shepler 2004: 35; Gberie 2005: 77).

Allerdings wird die Wahrscheinlichkeit, mit der Zuschreibungen verrohender Kämpfervergangenheiten überhaupt zutreffen können, in der alltäglichen Wachsamkeits-Praxis ohnehin gerade *nicht* zunächst an objektiven Kriterien – wie beispielsweise dem Alter der Verdächtigen – gegengeprüft. Anders formuliert: Wenn wachsame Betrachterinnen und Betrachter ›Gefährlichkeit‹ wahrnehmen, stellen sie diese Wahrnehmung nicht erst noch kritisch in Frage; und der Verdacht verrohender Kämpfervergangenheiten schwingt in dieser Wahrnehmung dann stets bereits assoziativ mit. Diese Assoziation ist für *bike riders* ganz besonders ausgeprägt. Keine anderen ›gefährlichen jungen Männer‹ sind in Interviews und Gesprächen so häufig und ohne dass diese Einschätzung auch nur mit dem Hauch eines Fragezeichens versehen wurde, als gewaltbereite Exkombattanten bezeichnet worden. Dies lässt sich zu Anteilen zweifellos auf die Geschichte des *bike business* zurückführen, die eng mit der ökonomischen ›Selbst-Reintegration‹ geschäftstüchtiger Exkombattanten verknüpft ist. Ich vermute aber, dass mit Blick auf die seit Kriegsende stetig wachsende Masse der *bike riders* auch noch etwas anderes für die besonders ausgeprägte Exkombattanten-Assoziation ausschlaggebend ist: *Bike riders* machen die mit Abstand sichtbarste und zahlenmäßig größte Kategorie fremder, augenscheinlich ungebundener und oft abgerissen aussehender Jugendlicher und junger Männer aus, der zudem kaum aus dem Weg gegangen werden kann. Nicht nur sind sie jeden Tag in großer Zahl in ganz Bo Town (und in anderen sierra-leonischen Städten) unterwegs; mit ihren als Taxis einerseits nützlichen, andererseits aber auch potentiell verletzenden Motorrädern sind sie sogar in gewisser Weise ›bewaffnet‹. Der Zirkelschlusslogik der Ästhetik der Gefährlichkeit folgend dürfte es aufgrund dieser besonderen Bedrohlichkeit besonders naheliegend erscheinen, *bike riders* für ehemalige Kämpfer zu halten – eben weil sie besonders bedrohlich erscheinen.

Bevor ich nun gleich zur Klassifizierung der ›Gefährlichen‹ und zu den Inhalten der Gewaltbereitschaften komme, die einige wenige in Interviews und Gesprächen eingeräumt haben, ist zu den Wachsamkeit und ihren Gewalterwartungen noch hinzuzufügen, dass auch ›gefährliche junge Männer‹ die Verrohtheitsannahme grundsätzlich durchaus plausibel finden – während sie sie zugleich mit Blick auf sich selbst von sich weisen. Dies wird beispielsweise an den Aussagen von *bike riders* deutlich, die erklärten, *bike riding* gebe ihnen die Möglichkeit, sich selbst beschäftigt zu halten und zumindest ein wenig Geld zu verdienen, »so that we don't have time to do something bad« (Gespräch, 31.03.2009). Mit dieser Darstellung

schienen sie nicht etwa ihre eigene kontrollbedürftige Verrohtheit, sondern vielmehr den Umstand betonen zu wollen, dass sie im Gegensatz zu denjenigen, die tatsächlich verroht sind und ›Schlechtes‹ tun, die grundsätzliche Notwendigkeit verstehen und anerkennen, Selbstkontrolle zu üben – und insofern selbst nicht zu den Verrohten gehören. Ein weiteres Beispiel lieferte der *bike rider* und ehemalige RUF-Kämpfer Victor, der zur Verteidigung der *bike riders* ausgerechnet vorbrachte, dass keinesfalls alle *bike riders* Exkombattanten seien; womit er die Verrohtheitsannahme, gegen die er *bike riders* mit diesem Argument verteidigen wollte, für Exkombattanten grundsätzlich akzeptierte – und sich selbst zugleich ganz selbstverständlich aus ihr ausnahm (siehe oben 6.2.1). Um nur noch ein Beispiel zu nennen: Der arbeitslose junge Mann Dumbuya (nach meinem besten Wissen kein ehemaliger Kämpfer), der selbst eine Zeitlang als *bike rider* gearbeitet und es wieder aufgegeben hatte – nach eigener Darstellung, weil er die ständige und ungerechtfertigte Stigmatisierung nicht mehr ertragen konnte –, ermahnte mich eines Abends, im Umgang mit *bike riders* stets Wachsamkeit walten zu lassen. Zur Begründung fügte er mit einer Handbewegung in Richtung auf vorbeifahrende *bike riders* lakonisch hinzu: »Once a rebel, always a rebel.« (Gespräch, 05.03.2009)

Zudem vermute ich, dass *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer sich – als Wachsame und in ihrer Wachsamkeit – ebenfalls an der Ästhetik der Gefährlichkeit orientieren. Dies ist für sie allerdings vergleichsweise schwer auszumachen, da sie sich meist unter ›gefährlichen jungen Männern‹ bewegen, mit denen sie persönlich bekannt sind und in deren Gesellschaft sie aus Erfahrung davon ausgehen, dass ihnen keine Gefahr droht. Sie fühlen sich in den *car washes*, im Jah Kingdom und in den *ghettos* dann so sicher und unter ihren *brothers* so gut aufgehoben, wie sie sich unter den gegebenen Umständen überhaupt nur fühlen können. Durch diese Vertrautheit wird die Ästhetik der Gefährlichkeit, deren ›Aktivierung‹ in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter die gefühlte Möglichkeit einer echten Bedrohung voraussetzt, von vornherein ausgehebelt. Hierin zeigt sich die zentrale Bedeutung von Fremdheit für die Ästhetik der Gefährlichkeit: Wenn die gedachte/gefühlte Möglichkeit einer echten Bedrohung erfahrungsbasiert nicht gegeben ist, kann die Ästhetik der Gefährlichkeit nicht greifen. Für ›gefährliche junge Männer‹ konnte ich die Wirkungsweise der Ästhetik der Gefährlichkeit nur einmal ganz deutlich beobachten, als ich Sheriff und Dumbuya am sierra-leonischen Nationalfeiertag (Independence Day, 27. April) dazu überredete, mich auf einen Ausflug in die ein- einhalb Stunden Fahrzeit von Bo Town entfernte Stadt Kenema zu begleiten, wo ein großes Straßenfest stattfand. Die Straßen von Kenema waren an diesem Tag voll mit jungen Männern und männlichen Jugendlichen, die ausgelassen feierten. Viele trugen verschlissene Kleidung, andere hatten sich im Hip-Hop-Gangsterstyle zurechtgemacht (mit weiten Hosen, auffälligen Plastiksonnenbrillen und herausforderndem Gebaren), und die Menge wirkte insgesamt trunken von einer Mischung aus Alkohol, Marihuana und der eigenen Ausgelassenheit. Dumbuya und Sheriff – die selbst bereits etwas getrunken und geraucht hatten und nicht

anders angezogen waren als die meisten jungen Männer in der Menge – nahmen mich in dieser für sie fremden Umgebung in ihre Mitte, blickten beunruhigt hin und her und begannen sich darüber zu unterhalten, dass Kenema offenbar ein hochgradig brutaler Ort sei, an dem es wohl noch viele *rebels* gebe.

Da ich somit keine Hinweise darauf gefunden habe, dass die Verroththeitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit für die Wachsamkeit ›gefährliche junge Männer‹ keine Rolle spielen, und da das, was ich an Hinweisen gefunden habe, definitiv eher dafür spricht, dass sie sich in ihrer Wachsamkeit ebenfalls an der Verroththeitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit orientieren, ziehe ich hier keine strikte Trennlinie zwischen Wachsamkeit und ›gefährlichen jungen Männern‹. Stattdessen werden ›gefährliche junge Männer‹ hier mit in die Klasse der Wachsamkeit hineindefiniert: In den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen sind die ›Gefährlichen‹ also zugleich auch Wachsame.

Abgesehen davon, dass sie zugleich auch Wachsame sind, zeichnen ›gefährliche junge Männer‹ sich als Klasse zunächst einmal dadurch aus (beziehungsweise sie lassen sich daran orientiert klassifizieren), dass sie entlang der ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ der Ästhetik der Gefährlichkeit ›gefährlich aussehen‹; und dass sie ›gefährlich aussehen‹, ist wiederum vor allem für solche männlichen Jugendlichen und jungen Männer der Fall, die sich in sozioökonomischen Lagen befinden, in denen es ihnen an greifbaren Aufstiegsmöglichkeiten fehlt und in denen sie darauf angewiesen sind, alltäglich um ein mageres Auskommen zu ringen. Insgesamt lassen sich auf Basis des gesammelten empirischen Materials also zwei Klassenmerkmale der ›Gefährlichen‹ ausmachen: Sie sehen entlang der ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ der Ästhetik der Gefährlichkeit ›gefährlich aus‹ und sie leben in sozioökonomischer Marginalisierung.

Allerdings werden selbst ›gefährliche junge Männer‹ nicht immer und unter allen Umständen für gefährlich gehalten; und zwar vor allem dann nicht, wenn in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter der Aspekt der Fremdheit wegfällt. In solchen Fällen zeigt sich dieselbe Aushebelung der Ästhetik der Gefährlichkeit, die ich gerade bereits für das Miteinander in den *ghettos*, im *car wash* und im *Jah Kingdom* beschrieben habe. Diese Aushebelung ist also auch zwischen ›Gefährlichen‹ und ›Ungefährlichen‹ (denjenigen, die selbst nicht ›gefährlich aussehen‹) möglich. Ich konnte sie beispielsweise zwischen dem Händler Mr. Kandeh und dem *bike rider* beobachten, an den er sein Motorrad vermietete. Ich habe die beiden oft abends zusammensitzen und sich unterhalten gesehen (siehe oben 6.2.1). Ein weiteres Beispiel für die Aushebelung der Ästhetik der Gefährlichkeit ist die Beziehung zwischen einem der Jungen vom *Jah Kingdom* und den Händlerinnen, an deren Marktstand er regelmäßig aushalf. Wann immer ich ihre Interaktion beobachten konnte, schienen sich an diesem Marktstand alle miteinander vollkommen wohl zu fühlen (siehe oben 6.2.3). Solche individuellen Aushebelungen der Ästhetik der Gefährlichkeit sind auch zwischen ›Gefährlichen‹ und ›Ungefährlichen‹ zudem durchaus keine Seltenheit. Gerade für ›gefährliche junge Männer‹, die zumindest ein eigenes Zimmer mieten können, sind sie in

ihrer jeweiligen nachbarschaftlichen Umgebung sogar gang und gäbe. Ich habe eine solche nachbarschaftliche Aushebelung oben am Beispiel von Sheriff geschildert, der in seiner Nachbarschaft sogar als Streitschlichter herbeigerufen wurde (siehe 6.1.7). Ein weiteres Beispiel lieferte Dumbuya, der im selben Haus wie Adama ein Zimmer mietete und abends oft stundenlang mit Adama auf der Veranda saß, von wo aus die beiden die Nachbarschaft dann mit Geschichten und scherzhaften Streitgesprächen unterhielten.

Ich habe gleich zu Beginn dieses Kapitels darauf hingewiesen, dass ›gefährliche junge Männer‹ hier vor allem auch deshalb stets in Anführungszeichen stehen, weil keinesfalls alle diejenigen, die für gefährlich gehalten werden, auch tatsächlich gewaltbereit sind (siehe oben 6.1). In Interviews und Gesprächen sind mir gegenüber aber zumindest in drei Fällen unmissverständlich Gewaltbereitschaften eingeräumt worden: von Daniel Tucker, dem ehemaligen BRDA *chairman* und späteren *chairman* der nationalen *bike riders* Organisation BRU, der im März 2009 an der *political violence* in Gendema beteiligt war und der erklärte, er sei auch weiterhin »*ready for anything*«, solange er davon profitiere (siehe oben 6.2.1); von Sheriffs Freunden, die in dem von Sheriff für mich organisierten Gruppeninterview erklärten, die Aussichtslosigkeit ihrer Lebenssituationen treibe sie dazu, »schlechten Pläne« nicht länger unterdrücken zu können (siehe oben 6.2.4); und von Sheriff selbst, der erklärte, »alles tun« zu wollen, um seine Lebenssituation zu verbessern, und der an einer ›politischen Karriere‹ arbeitete, die ihm sozioökonomische Aufstiegsmöglichkeiten eröffnen und seinen Freunden spätestens im 2012er Wahlkampf wenigstens Gelegenheiten bieten sollte, ihre alltägliche Misere zu lindern (siehe oben 6.2.4). Unter diesen erklärtermaßen Gewaltbereiten nahm Daniel Tucker insofern eine Sonderstellung ein, als er bereits ein vergleichsweise hohes Maß an sozioökonomischem Aufstieg erreicht hatte. Auch schon vor seiner Wahl zum BRU-*chairman* besaß er in Bo Town ein Restaurant, einen Friseursalon und mehrere Motorräder, die er an *bike riders* vermietete. Ihm ging es mittlerweile darum, seine Stellung zu sichern und weiter auszubauen – und nicht mehr darum, sich erste Aussichten auf sozioökonomischen Aufstieg zu eröffnen.

Anders als es mit der Verrothheitsannahme erwartet wird, resultieren diese Gewaltbereitschaften einigermaßen offensichtlich nicht aus gewohnheitsmäßigen Gewaltneigungen, denen unkontrolliert nachgegeben wird. Sie lassen sich vielmehr sehr treffend mit einem Konzept beschreiben, das der Anthropologe Henrik Vigh auf Basis seiner Feldforschung mit ehemaligen Kämpfern in Bissau – und zugleich anknüpfend an und in Abgrenzung zur bourdieuschen Sozialtheorie – entwickelt hat: als gewaltbereite »soziale Navigation« (»social navigation«, Vigh 2006: 12). Es geht in diesen Gewaltbereitschaften darum, ganz bewusst alle sich bietenden Chancen auf sozioökonomischen Aufstieg oder auch nur auf Linderung der eigenen Misere zu ergreifen. Solche Linderung kann etwa in kleineren Geldbeträgen, Drogen und Mahlzeiten bestehen, die von Auftraggebern an angeheuerte *thugs* ausgegeben werden (siehe auch oben 6.1.4). Sheriffs Freunde beschrieben dies folgendermaßen: »*There are some people, when they want*

something from the youth, when they need support, they come to the youth. During these times they buy alcohol for us, and they buy food so that we can eat.» (Gruppeninterview, 27.02.2009) Laufbahnen wie die von Daniel Tucker oder auch beispielsweise die des ehemaligen RUF-Kommandeurs Leather Boot, der nach dem 2007er Wahlkampf in die *Close Protection Unit* der OSD rekrutiert und Präsident Koromas persönlicher Bodyguard wurde (siehe oben 6.1.5), liefern darüber hinaus ›Anschauungsmaterial‹ dafür, dass gewaltbereite soziale Navigation in der Tat auch zu ›echtem‹ sozioökonomischen Aufstieg führen kann.

Ebenso wie auf Basis des gesammelten empirischen Materials unmöglich eingeschätzt werden kann, zu welchem Prozentsatz ›gefährliche junge Männer‹ ehemalige Kämpfer sind (wobei ich eine solche Schätzung in Kapitel 7 unter Hinzuziehung von DDR-Statistiken und demographischen Daten dennoch versuche, siehe 7.1.1), ist es mir leider auch nicht möglich, hier eine Schätzung des prozentualen Anteils der tatsächlich Gewaltbereiten unter den ›Gefährlichen‹ zu präsentieren. Angesichts der Masse an Jugendlichen und jungen Männern, die in sozioökonomischer Marginalisierung und alltäglicher Misere leben, deutet jedoch allein der Umstand, dass in Sierra Leone nicht längst wieder Krieg oder Gewaltkriminalität von kriegerischen Ausmaßen herrscht, daraufhin, dass nur vergleichsweise wenige von ihnen tatsächlich gewaltbereit sind – und/oder darauf, dass nur vergleichsweise wenige zu der Überzeugung gelangen, dass Gewaltbereitschaft sich tatsächlich für sie auszahlen kann. Immerhin sind Erfolgsbeispiele wie die Laufbahnen von Daniel Tucker und Leather Boot selten und sie hängen sowohl von der Verlässlichkeit als auch von dem schlussendlichen Erfolg der Auftraggeber ab. Nach dem 2007er Wahlkampf wurden beispielsweise nur einige wenige hochrangige Angehörige der APC *task force* mit hohen Geldbeträgen, Autos, Häusern und/oder lukrativen Posten belohnt. ›Einfache‹ *thugs* und, auf der Verliererseite, selbst führende Mitglieder der SLPP *task force* mussten sich hingegen mit weitaus weniger spektakulären ›Aufwandsentschädigungen‹ begnügen oder gingen ganz leer aus (Christensen/Utas 2008: 537). Maya Christensen beschreibt auch für die 2012er Wahlen, dass *task force* Mitglieder die mit Spannung erwartete Verkündung des Wahlergebnisses als »Todesminute« bezeichneten, in der sich ihre zukünftigen Aussichten – abhängig von der Zugehörigkeit zur Gewinner- oder Verliererseite – entscheiden würden (Christensen 2012a).

Dies sind, in Form und Inhalt nun fertig definiert, die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen.

6.3.2 Politiker

Dass Politiker, die *political violence* in Auftrag geben, in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen nicht als eigene gefährliche Klasse vorkommen, liegt ausschließlich daran, dass unfriedliche Beziehungen, so wie sie in der vorliegenden Arbeit verstanden werden, sich dadurch auszeichnen, dass die Möglichkeit von Gewalt in ihnen unmittelbar gelebt wird; und die Gewalterwartungen mei-

ner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner sind inhaltlich definitiv nicht unmittelbar auf Politiker bezogen. Vielmehr spielen Politiker eine indirekte oder auch katalysierende Rolle, indem befürchtet wird, dass sie sich die Gewaltbereitschaften ›gefährlicher junger Männer‹ zunutze machen, die demnach aber ohnehin bestehen und die grundsätzlich auch abseits von *political violence* ›ausbrechen‹ können – etwa in spontanen Vergewaltigungen und bewaffneten Raubüberfällen (siehe oben 6.1.7, 6.2.1, 6.2.3).

Allerdings haben meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner *political violence* durchweg als eine ganz besonders schwerwiegende Bedrohung beschrieben. An ihr wird deutlich, dass Auftragsgewalt grundsätzlich möglich ist und wohl auch über sporadische ›Zwischenfälle‹ hinaus ausgeweitet werden könnte. Eine solche Ausweitung müsste demnach nur befohlen und bezahlt werden. Oder in den Worten des Studenten Alex: »*Let me tell you something. If there are big men who are ready to sponsor fighting, it will happen. People are ready for that.*« (Interview, 24.04.2009; siehe auch oben 6.1.4.) Während grundsätzlich Zuversicht herrscht, dass die Verroththeit ehemaliger Kämpfer/›gefährlicher junger Männern‹ für sich genommen durch die Nichtdiskriminierungsstrategie (siehe oben 6.1.3), durch gemeinschaftlich organisierte Schutzmaßnahmen und durch individuelle Wachsamkeit unter Kontrolle gehalten werden kann, wird davon ausgegangen, dass Auftragsgewalt – so dies von den Auftraggebern gewollt und finanziert würde – durchaus kriegerische Ausmaße annehmen könnte (siehe 6.1.4 und 6.2.2). Allerdings ist die *political violence* der Nachkriegszeit bislang keinesfalls auf die Anzettelung eines neuen Krieges, sondern darauf ausgerichtet, die Machtverhältnisse im Nachkriegskontext zu sichern (Regierung) oder zu verändern (Opposition) – und zwar ohne dabei internationale Geber und Investoren abzuschrecken, ohne die keine Regierung erwarten kann, sich an der Macht halten zu können (siehe oben 6.1.4 und 6.2.5).

6.3.3 ›Ungefährliche‹ Mädchen und Frauen

Das gesammelte empirische Material lässt, so oft ich es auch durchgegangen bin, keinen anderen Schluss als den zu, dass Mädchen und Frauen in den Gewaltwartungen gegenüber ›gefährlichen jungen Männern‹ nicht vorkommen und dass es zudem auch keine speziell auf Mädchen und Frauen bezogenen Gewaltwartungen und keine speziell weibliche Ästhetik der Gefährlichkeit gibt, über die gewaltbereite Mädchen und Frauen als gefährlich ›identifiziert‹ und unter Exkombattantinnen-Verdacht gestellt würden. Dieses Ergebnis ist angesichts dessen, dass Mädchen und Frauen im *rebel war* nicht ausschließlich nur als ›häusliche‹ Arbeitskräfte eingesetzt wurden, sondern als Kämpferinnen auch unmittelbar an der Ausübung kriegerischer Gewalt beteiligt waren, ohne Frage erstaunlich. Zudem steht dieses Ergebnis – allerdings nur auf den ersten Blick – im Widerspruch zu den Diskriminierungserfahrungen, die für ehemalige Kämpferinnen in Nachkriegs-Sierra Leone in einigen Studien beschrieben werden (vgl. insbesondere

Shepler 2002 und Coulter 2009). Dieser Widerspruch lässt sich aber bereits ein gutes Stück weit auflösen, sobald berücksichtigt wird, dass die in diesen Studien beschriebenen Diskriminierungserfahrungen zu weiten Teilen *nicht* in erster Linie mit Gewalterwartungen zusammenhängen.

Auf Basis von Feldforschungsmaterial, das sie in der späten Kriegs- und frühen Nachkriegszeit in verschiedenen Landesteilen zusammengetragen hat, schildert Susan Shepler, dass Mädchen und Frauen, die nach ihrer Zeit »im Busch« (siehe oben 5.3) zu ihren Familien zurückkehrten, oft sogar noch weniger Akzeptanz erfahren haben als männliche ehemalige Kämpfer. Die Ablehnung, die ihnen entgegengebracht wurde, resultierte Shepler zufolge allerdings nicht aus Gewalterwartungen, sondern aus einem »moralischen Diskurs« (»moral discourse«, Shepler 2002: 14), dem zufolge Mädchen und Frauen durch ihre (erzwungenen) sexuellen Erfahrungen in den Kommandoeinheiten auf eine Weise ›verdorben‹ worden sein sollen, die sie für die Rolle als Ehefrau disqualifiziert; denn Ehefrauen sollen gehorsam und treu sein, und für beide Qualitäten muss demnach mit Einschränkungen gerechnet werden, wenn Frauen einmal an ›unkontrollierte‹ Sexualität gewöhnt sind: »[T]here is some degree to which sexual activity, even rape, is perceived to be their own fault, or at least something which cannot easily be undone.« (Shepler 2002: 11) Zu Sheplers Darstellungen passt, dass Chris Coulter, deren empirisches Material ebenfalls aus der späten Kriegs- und frühen Nachkriegszeit stammt, für ihre Interviewpartnerinnen schildert, dass sie keinerlei Probleme hatten, *boyfriends* zu finden; nur dass diese *boyfriends* sie nicht heiraten und versorgen wollten (vgl. Coulter 2009: 199ff.). Viele ihrer Interviewpartnerinnen – allesamt ehemalige RUF-Kämpferinnen, die nach Kriegsende zu ihren Familien zurückgekehrt waren – waren für ihr tägliches Auskommen auf Zuwendungen angewiesen, die sie von verschiedenen *boyfriends* sporadisch erhielten. Eine von ihnen, Aminata, schilderte ihre Situation folgendermaßen:

»I haven't got a lover that has told me to marry. We will be together peacefully, but all of a sudden, that person will neglect me [...]. But now we are hearing about sickness [HIV/Aids]. How can I live on loving? Also, the worst is, my parents are poor. We all lean on that of my elder brother. Most of the time we all contribute to buy food. How long can I live like this? Things are very stiff. Nowadays men have become very cunning. They won't count even Le 10,000 (US\$4) to give you.« (Coulter 2009: 199)

Zudem schildert Coulter allerdings, dass sie in ihrer Feldforschung auch Gewalterwartungen gegenüber ehemaligen Kämpferinnen erlebt hat. Ihrer Darstellung nach wurden Frauen, deren Kämpferinnenvergangenheiten bekannt waren, dieselben Gewalterwartungen wie bekannten ehemaligen Kämpfern entgegengebracht:

»A prevalent attitude among people I met, whether in towns or in villages, was that ›rebel women‹ were maltreated because they did not *behave* in a morally accepted manner. People would say that these women and girls were ›not used to village life‹ but to ›that free life

with the rebels, and that they don't know how to talk to people, or that they don't know how to behave. There was also that lingering threat or suspicion that they, especially those who had been fighters, might do something rash or uncontrolled.» (Coulter 2009: 215; Hervorhebung im Original)

Hingegen habe ich in meinen Interviews, Gesprächen und Beobachtungen tatsächlich keinen einzigen Hinweis auf Gewalterwartungen gegenüber Mädchen und Frauen finden können. Allerdings war unter meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen – zumindest soweit ich mir darüber bewusst bin – auch keine einzige ehemalige Kämpferin; und das, obwohl ich mir vor der Feldforschung explizit vorgenommen hatte, auch mit ehemaligen Kämpferinnen Interviews und Gespräche zu führen (siehe oben 2.3.1).

Ich muss gestehen, dass ich diesen Vorsatz im Laufe der Feldforschung ein Stück weit aus den Augen verloren habe. Da es in Interviews und Gesprächen stets um »gefährliche junge Männer« ging und ich intensiv damit beschäftigt war, ihren Gewaltbereitschaften und der Ästhetik der Gefährlichkeit auf die Spur zu kommen, rückten ehemalige Kämpferinnen immer weiter aus meinem Fokus. Noch dazu hatte ich keine rechte Vorstellung davon, wie und wo ich ehemalige Kämpferinnen finden sollte. Die Friseurin Adama und meine Mitbewohnerin, die Studentin Khadija – die beiden Frauen, mit denen ich während der Feldforschung den engsten Kontakt hatte – gaben auf meine Nachfragen hin kurz und knapp an, keine einzige ehemalige Kämpferin zu kennen. Einige meiner männlichen Interview- und Gesprächspartner gaben mir den Tipp, viele der Prostituierten, die nachts in Bars und Klubs ihre Dienste anbieten, seien vermutlich ehemalige Kämpferinnen – was rückblickend auffällig gut zu dem von Shepler beschriebenen moralischen Diskurs passt, etwa nach der Formel: Ehemalige Kämpferinnen sind sexuell »verdorben« und deshalb ohnehin schon wie Prostituierte; und Prostituierte sind im Umkehrschluss entsprechend häufig ehemalige Kämpferinnen.

Ich weiß letzten Endes nicht, ob ich unter den Prostituierten von Bo Town besonders viele ehemalige Kämpferinnen hätte finden können. In jedem Fall aber klappte schon allein die Kontaktaufnahme mit ihnen nicht. Ich hatte erhebliche Schwierigkeiten, überhaupt zu erkennen, bei wem es sich um eine Prostituierte handelte. Freizügige Kleidung und offenes Flirten boten mir in den Bars und Nachtclubs von Bo Town keine auch nur halbwegs treffsicheren Anhaltspunkte für die Identifizierung. Und auch meine Versuche, mit den Prostituierten ins Gespräch zu kommen, die mir von Bekannten aufgezeigt wurden (sie scheinen ihnen in einigen Fällen persönlich bekannt gewesen zu sein), scheiterten kläglich. Keine Unterhaltung dauerte mehr als ein paar Minuten und ich kam nie auch nur dazu, ein Treffen an einem weniger lärmigen Ort vorzuschlagen. Dies mag vor allem an meiner eigenen Zaghaftheit und Schüchternheit im Umgang mit diesen Frauen gelegen haben. Ich wollte auf keinen Fall eine zu forsche oder gar beschämende Frage stellen und wusste dann letztlich nicht mehr, was ich

überhaupt fragen sollte. Noch dazu schien keine einzige Prostituierte auch nur ansatzweise an einem Gespräch mit mir interessiert zu sein.

Mein letzter offensiver Versuch, eine Suche nach ehemaligen Kämpferinnen zu starten, bestand dann Ende März 2009 darin, dass ich Sheriff und Dumbuya (die beiden ›ghetto-Experten‹) gefragt habe, ob sie mich nicht an einen Ort bringen können, an dem Mädchen und Frauen zusammensitzen und gemeinsam Alkohol und Marihuana konsumieren; dies vor dem Hintergrund, dass ich in den ›allgemeinen‹ ghettos ansonsten überhaupt nur sehr wenige Frauen getroffen hatte und vermutete, dass Exkombattantinnen womöglich ihre eigenen Treffpunkte haben. Ich hatte mich also entschlossen, nach einem ghetto für Frauen zu suchen. Rückblickend ist diese Idee vor allem insofern interessant, als sie zeigt, wie die Ästhetik der Gefährlichkeit auch mein eigenes Denken beeinflusst hat; es kam wohl nicht von ungefähr, dass ich ausgerechnet in einem ghetto nach Exkombattantinnen suchen wollte. Aber auch dieser Versuch scheiterte kläglich. Sheriff und Dumbuya erklärten mir zwar enthusiastisch, sie würden einen solchen Ort kennen – aber als wir in dem vermeintlich speziellen ghetto eintrafen, war dort nur eine einzige Frau in Sicht, die nicht selbst trank, sondern Alkohol verkaufte, was in ghettos generell durchaus üblich ist.

Der Unterschied zwischen meinen und Chris Coulter's Feldforschungsergebnissen ist vermutlich in erster Linie der so zustande gekommenen Abwesenheit ehemaliger Kämpferinnen in meinem gesammelten empirischen Material geschuldet. Es ist absolut möglich und gut denkbar, dass eine ehemalige Kämpferin – wenn ich denn eine ›gefunden‹ hätte, die zudem bereit gewesen wäre, mit mir über ihre Erfahrungen zu sprechen – mir berichtet hätte, dass diejenigen, die von ihrer Vergangenheit wissen, ihr Gewalterwartungen entgegenbringen oder ihr zumindest eine Zeitlang Gewalterwartungen entgegengebracht haben. Dies würde sich mit Coulter's Schilderungen decken: Die von ihr beschriebenen Gewalterwartungen bezogen sich in der frühen Nachkriegszeit nicht generalisierend auf die Angehörigen einer Klasse ›gefährlicher Mädchen und Frauen‹, sondern explizit auf ehemalige Kämpferinnen, die in einem Umfeld lebten, in dem ihre Kämpferinnenvergangenheiten allgemein bekannt waren. Solche ›persönliche Gefährlichkeit‹ bietet viel Angriffsfläche, um allmählich über Vertrautheit ausgehebelt zu werden. Hierzu passt auch, dass Coulter ihr Buch einige Jahre nach der Feldforschung mit der telefonisch aus Sierra Leone übermittelten Neuigkeit abschließen konnte, dass ihre Interviewpartnerin Aminata schließlich doch noch einen Ehemann gefunden hatte (vgl. Coulter 2009: 254).

Die Abwesenheit generalisierender Gewalterwartungen gegenüber Mädchen und Frauen legt nahe, dass Gewalttätigkeit wohl grundsätzlich eher nicht zu den Vorstellungen passt, die sich in Nachkriegs-Sierra Leone vom ›weiblichen Handlungsspektrum‹ gemacht werden – ähnlich wie es auch vor dem Hintergrund eines westlichen Frauenbilds oft schwerfällt, Frauen überhaupt nur als Gewalttäterinnen in Erwägung zu ziehen (siehe oben 2.1.3). Allerdings betont Coulter mit Nachdruck, Frauen hätten in Sierra Leone – ganz anders als in westlichen Vorstellungen – sogar

schon in der Vorkriegszeit kulturell verankert als »wild und gefährlich« gegolten: »In Sierra Leonean traditional culture, women are not believed to be inherently peaceful; on the contrary, women are *wild and dangerous* and therefore need to be controlled.« (Coulter 2009: 142; Hervorhebung A.M.) Als Beleg verweist sie auf eine Stelle in Mariane Ferme (2001) Beschreibung des Lebens in dem Dorf Kpuawala (Bo Distrikt), die auf Feldforschung in den späten 1980er Jahren basiert (vgl. Coulter 2009: 142, 216). Ganz anders als in Coulters Argumentation vorgesehen, gibt diese Stelle jedoch eher einen deutlichen Hinweis auf ein *gewaltfernes* Frauenbild. Ferme beschreibt darin, wie ein Mann, der seine Frau bei einer dörflichen Gerichtsverhandlung vor dem *town chief* beschuldigte, ihn angegriffen zu haben, von einem anderen Mann argumentative Unterstützung erhielt. Diese wurde anscheinend benötigt, um die Anschuldigung überhaupt nachvollziehbar zu machen:

»[I]n a court case involving a woman accused by her husband of aggressive behavior, a man argued that women didn't necessarily lack the passion, or 'hot heart' [...], to risk life and limb in response to sudden threats but that they often lacked the judgment to make instant decisions that could save lives. Switching to Krio [von Mende, Anm. A.M.], the national lingua franca, to emphasize the point, the man said, '*Den no get sense*' – they lack good sense/judgement.« (Ferme 2001: 62; Hervorhebungen im Original)

Offenbar wurde die Anschuldigung als erstaunlich und deshalb als besonders begründungsbedürftig angesehen. Hierzu passt auch ein Hinweis des sierra-leonischen Journalisten und Sozialwissenschaftlers Lansana Gberie, der argumentiert, die sierra-leonische Presse habe den *Tamaboro*, die zu Beginn des Krieges einige Erfolge im Kampf gegen RUF-Einheiten erreichen konnten (siehe oben 5.1.5), vor allem deshalb große Aufmerksamkeit geschenkt, weil ihnen »furchteinflößende« (*>fearsome-looking*«, Gberie 2005: 82) Kämpferinnen angehörten. Dies wurde absolut nicht als normal, sondern als außergewöhnlich und faszinierend angesehen: »The prominence of women in Tamaboro fascinated the country's press, which clearly exaggerated the impact of the group on the conduct of the war.« (Gberie 2005: 82)

Allerdings bedeutet ein gewaltfernes Frauenbild im Umkehrschluss nicht zwangsläufig, dass Frauen ausschließlich als durch und durch »gut« und friedfertig wahrgenommen werden – vielmehr lassen sich auch Wildheit und Gefährlichkeit (vgl. Coulter 2009: 142) mit einem gewaltfernen Frauenbild vereinbaren. Auch das westliche Frauenbild kennt beispielsweise keinesfalls nur sanfte Wesen, sondern spielt zugleich mit dem zweiseitigen Bild der Heiligen/Hure und schreibt Frauen durchaus gefährliche, dabei aber dennoch eher gewaltferne Qualitäten wie beispielsweise Verführungs- und Manipulationskünste und Verschlagenheit zu. Ähnliches lässt sich auch für das gewaltferne Frauenbild in Sierra Leone ausmachen: In dem Abschnitt über die Formierung der *Kamajors* in Kapitel 5 habe ich beispielsweise schon darauf hingewiesen, dass der Ausschluss von Mädchen und Frauen aus der *Kamajor*-Geheimgesellschaft mit der Befürchtung

begründet wurde, ihre tendenzielle Geschwätzigkeit würde die Geheimhaltung zentraler *society*-Geheimnisse gefährden (vgl. Muana 1997: 88; siehe oben 5.1.5). Gefährlichkeit resultierte in diesem Zusammenhang also beispielsweise aus ›typisch weiblicher‹ Unbedachtheit und Leichtfertigkeit. Mariane Ferme und Danny Hoffman beschreiben zudem, dass Gerüchte über waffenschmuggelnde Prostituierte/*rebel*-Spioninnen, die nach dem Überfall auf Freetown im Januar 1999 kursierten (siehe auch oben 5.2.1), mit in Sierra Leone verbreiteten Vorstellungen über eine speziell weibliche Gefährlichkeit in Einklang standen, die nicht (unmittelbar) mit Gewalttätigkeit zu tun hat und die sich unter anderem in Täuschungs- und Manipulationskünsten äußern kann. Ferme und Hoffman stellen diese Gefährlichkeit der geschlechtsspezifischen Opfer-Intuition gegenüber (mein Begriff, siehe oben 2.1.3), die sie in ihrem Text am Beispiel eines UN-Berichts aufzeigen:

»The U.N. report cited above explicitly equates women and children with noncombatants and victims – a distinction that rests on the powerless passivity of the latter, in opposition to the aggressive power of the former. But in Mende cosmology, as in much of West Africa, a different calculus is in play. Women are not necessarily regarded as weaker, but the agents of a power that is wild and dangerous (Moran 1995).⁴⁴ Among the many ways this manifested itself in Sierra Leone's wartime context was through persistent rumors that prostitutes were smuggling weapons into Freetown for the RUF, and that women with babies on their backs were likely to be ferrying concealed ammunition or small arms through security checkpoints.« (Ferme/Hoffman 2004: 87)

Auch die Vorstellungen einer speziell weiblichen Gefährlichkeit, die der Anthropologe David Rosen auf Basis von Feldforschung im Kono Distrikt in den 1970er Jahren in einem Artikel mit dem einschlägigen Titel *Dangerous Women* (1981) beschreibt, beinhalten keine Gewalttätigkeit. Die in ihnen ausgedrückte Sorge bezieht sich vielmehr auf sexualmoralisches Fehlverhalten von Ehefrauen, das demnach Unglück über ganze Haushalte bringen kann, indem es übelbringende (weibliche und männliche) Hexen anlockt: »[T]he burden for maintaining the moral integrity of the household falls particularly hard upon wives. It is their behaviour which makes the household more or less vulnerable to witchcraft.« (Rosen 1981: 159) Wenn ein Haus, in das ein Unglück Einzug gehalten hatte (etwa materielle Sorgen, Krankheit oder Tod), rituell gereinigt werden sollte, konzentrierten sich die zu diesem Zweck engagierten Hexenjäger (»witch-finders«) deshalb auf das Betragen der Ehefrau – beziehungsweise in polygamen Haushalten auf das Betragen der Ehefrauen. Die an sie gerichteten Ratschläge, um zukünftiges Unglück zu vermeiden, lauteten üblicherweise, dass sie ehebrecherische Taten

44 | Die Literaturangabe bezieht sich auf Moran, Mary 1995: *Warriors or Soldiers? Masculinity and Ritual Transvestism in the Liberian Civil War*, in: Sutton, Constance (Hg.): *Feminism, Nationalism, Militarism*. Washington, DC: Association of Feminist Anthropologists, American Anthropological Association, 73-88.

und Gedanken aufgeben und ihrem Ehemann gehorchen sollen, etwa: »Do not quarrel with your husband! Do not quarrel with your co-wives. Do not refuse to have sex with your husband.« (Rosen 1981: 161) Schilderungen von Vorstellungen einer speziell weiblichen und dabei gewaltfernen Gefährlichkeit sind auch in Michael Jacksons Studie *The Kuranko* (Jackson 1977) zu finden, die ebenfalls auf Feldforschung in den 1970er Jahren, allerdings im Koinadugu Distrikt, basiert. Jackson beschreibt, dass außereheliche Liebesaffären, über die Männer miteinander in Streit gerieten und die somit gefährliche soziale Störungen darstellten, stets letztlich als von den beteiligten Frauen verursacht angesehen wurden: »[I]t seems ironic that although men are often willing partners in clandestine love affairs, women are blamed for instigating them and for causing the breakdown of goodwill between affines which often results.« (Jackson 1977: 84)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Vorstellungen weiblicher Gefährlichkeit in Sierra Leone, die sekundärliteraturbasiert in der Tat schon für die Vorkriegszeit aufgezeigt werden können, offenbar keine unmittelbaren Befürchtungen von Gewalttätigkeit beinhalten. Die in diesen Vorstellungen abgebildete Gefährlichkeit ergibt sich vielmehr aus einer Mischung aus leichtfertiger Unbedachtheit, Manipulations- und Täuschungskünsten und unkontrollierter Sexualität.

Nun wieder zurück zu Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften: Noch zusätzlich dazu, dass Mädchen und Frauen in generalisierenden Gewalterwartungen und in der Ästhetik der Gefährlichkeit nicht vorkommen, habe ich zudem auch keine Hinweise darauf finden können, dass sie Gewalttätigkeit im Nachkriegskontext als Möglichkeit sozialer Navigation in Erwägung ziehen. Christensen und Utas schildern zwar, dass unter den *task force* Angehörigen, die während des 2007er Wahlkampfs auf den Geländen der Freetowner Partei-Hauptquartiere kampierten (siehe oben 6.1.4), auch Mädchen und Frauen (ehemalige Kämpferinnen) waren. Sie traten jedoch nicht selbst als gewaltbereite *thugs* in Erscheinung, sondern wurden von ihren als *thugs* angeheuerten *boyfriends* mit in den Partei-Hauptquartieren untergebracht:

»Among female supporters, a large majority explained that their prime motive for joining politicians' campaigns was to stay with their boyfriends or husbands, who would support them and keep them safe around the party offices. [...] For female supporters, the party offices came to constitute a space of protection where, in addition, they might receive small hand-outs of money and food.« (Christensen/Utas 2008: 526)

Ich gehe in Kapitel 7 noch ausführlicher auf die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Möglichkeiten für soziale Navigation ein, die in dieser Schilderung von Christensen und Utas schon anklingen (siehe unten 7.1.3. und 7.1.4).

6.3.4 Anonymität und Vertrautheit: unfriedensrelevante Unterschiede zwischen Bo Town und Kwele

Obwohl ich in Kwele vergleichsweise nur extrem wenig empirisches Material gesammelt habe, reicht es zumindest aus, um aufzuzeigen, dass die unfriedlichen Beziehungen zwischen Wachsamkeit und ›gefährlichen jungen Männern‹ in Kwele offenbar deutlich weniger intensiv empfunden werden als in Bo Town – zumal es direkt in Kwele gar keine ›gefährlichen jungen Männer‹ gibt, denen alltäglich mit Wachsamkeit begegnet werden müsste. Alle Mitglieder der Dorfgemeinschaft, inklusive der im Dorf bekannten ehemaligen Kämpfer, sind fest in dörfliche/familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und in die aus ihnen resultierenden Arbeitsverpflichtungen eingebunden. Sie leben somit in fester sozialer Kontrolle, die zum einen daraus resultiert, dass jede und jeder mit ihrer/seiner Arbeit beschäftigt ist, und zum anderen daraus, dass alle einander kennen und gegenseitig über ihren Status und ihre jeweiligen Verpflichtungen Bescheid wissen. Fehlverhalten jeglicher Art ist unter diesen Bedingungen schnell erkennbar und gilt entsprechend als leicht kontrollierbar.

Gefahren werden in Kwele deshalb in erster Linie von außerhalb der Dorfgemeinschaft erwartet und es werden Schutzmaßnahmen gegenüber Fremden getroffen, bei denen es sich um Diebe oder sogar um *armed robbers* handeln könnte (siehe oben 6.1.7). Abgesehen von meiner eigenen Vorführung vor dem *town chief* gleich nach meiner ersten Ankunft in Kwele, die nicht unter Vorzeichen von Gefährlichkeitsvermutungen stand (ich wurde vor allem dazu befragt, ob meine Anwesenheit der Dorfgemeinschaft Zugang zu internationalen Geldern oder Entwicklungshilfeprojekten verschaffen würde, was ich wahrheitsgemäß verneinte), habe ich die Überprüfung und Überwachung von Fremden leider nie selbst beobachten können. Ich vermute aber, dass gegenüber Fremden auch in Kwele die Ästhetik der Gefährlichkeit zum Tragen kommt. Eine im Gruppeninterview mit den Männern von Kwele formulierte Beschreibung der ›gefährlichen jungen Männer‹ in den Städten deutet daraufhin, dass auch in Kwele davon ausgegangen wird, dass *thugs*, Diebe und *armed robbers* am ehesten aus dieser ›gefährlichen Klasse‹ stammen – und dass diejenigen, die von ihrem Erscheinungsbild her in diese ›gefährliche Klasse‹ passen, entsprechend wohl auch in Kwele als besonders verdächtig angesehen werden: »*They don't want to be in the villages anymore. They rush to go to the big towns. And in the big towns there is no work for them. So politicians are able to use these boys. Bad people and thieves also use them.*« (Gruppeninterview, 04.04.2009)

Insgesamt lassen sich die unfriedensrelevanten Unterschiede zwischen Bo Town und Kwele, die an dem gesammelten empirischen Material sichtbar werden, folgendermaßen zusammenfassen: Die Bewohnerinnen und Bewohner von Kwele wissen genau, mit wem sie es innerhalb ihrer engen Dorfgemeinschaft zu tun haben, und sie sind anders als Städterinnen und Städter nicht alltäglich Situationen ausgesetzt, in denen sie Fremden begegnen, die sie erst einschätzen

und als gefährlich oder ungefährlich einordnen müssen. Jedes Mitglied der Dorfgemeinschaft ist zudem fest in dörfliche/familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen eingebunden. Anders als in Bo Town werden alltägliche Interaktionen unter diesen Bedingungen insgesamt als hochgradig voraussehbar und weitestgehend unbedrohlich angesehen. Innerhalb der Dorfgemeinschaft ist die Ästhetik der Gefährlichkeit somit durch Vertrautheit miteinander ausgehebelt.

Dies bedeutet im Umkehrschluss jedoch nicht, dass das Leben in Kwelu zwangsläufig von tief empfundener Harmonie geprägt ist. Eher ist davon auszugehen, dass die Einigkeit der Dorfgemeinschaft, die in Kwelu als höchstes Gut und Gebot gilt (siehe oben 6.1.6), selten ohne unterdrückte Konflikte erreichbar ist. Ich selbst habe einen Fall von Einigkeits-orientierter Konfliktunterdrückung bei einer Dorfversammlung miterlebt, bei der ich offiziell vom *town chief* damit beauftragt wurde, bei lokalen NGOs in Bo Town Erkundungen über *projects* (Fördermittel und -programme) einzuholen. Bereits eine Woche vor dieser Versammlung war ein Dorfbewohner mit einem schriftlich ausgearbeiteten Antrag an mich herangetreten, mit dem er sich als Einzelperson um Unterstützung für ein landwirtschaftliches Vorhaben bewerben wollte – wo auch immer eine solche Bewerbung möglich sein würde. Ich vermutete, dass für sein Vorhaben wohl eher ein Kredit in Frage kommen würde, und versprach ihm, Augen und Ohren offen zu halten. Während der Dorfversammlung wurde ich dann jedoch vom *town chief* aufgefordert, dieses individuelle Ersuchen, das nicht unbeobachtet geblieben war und sich schnell herumgesprochen hatte, vollständig zu ignorieren. Es sei »einheitlich beschlossen« worden, dass ich mich voll darauf konzentrieren solle, nach Programmen zur Verbesserung der Gesundheitsversorgung in ländlichen Gebieten zu forschen, um herauszufinden, ob Kwelu sich um die Einrichtung einer Gesundheitsstation (*health post*) – einer kleinen Klinik, in der insbesondere Geburtshilfe geleistet wird – bewerben könne;⁴⁵ effektive Geburtshilfe war in Kwelu gerade ein besonders dringendes und schmerzliches Thema, da bei zwei Geburten in den letzten zwei Wochen einmal die Mutter und einmal eines der Babys, es waren Zwillinge gewesen, verstorben waren. Dieses dem Gemeinwohl dienende Anliegen sei wichtiger als die Projektidee eines Einzelnen, erklärte der *town chief*.

Zudem kann dörfliche Vertrautheit und gebotene Einigkeit, wie ich sie in Kwelu erlebt habe, in gewisser Weise mit für die wachsende Zahl ›gefährlicher junger Männer‹ in den Städten verantwortlich gemacht werden. Immerhin ist es gerade auch der engen Einbindung in dörfliche/familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und den daraus resultierenden unbezahlten Arbeitsverpflichtungen und Gehorsamsgeboten geschuldet, dass vielen männlichen Jugendlichen und jungen Männern das Leben auf den Dörfern wenig attraktiv erscheint; zumal wenn sie sich

45 | Nach allem was ich in Erfahrung bringen konnte, schien es eine solche Bewerbungsmöglichkeit, von der einige Dorfbewohner im Radio gehört hatten, jedoch nicht zu geben; meine nachfolgenden Kontakte zu einer lokalen NGO, die im Gesundheitssektor tätig werden wollte, habe ich unter 2.3.1 geschildert.

zutrauen, ihr Glück auf eigene Faust in der Stadt zu versuchen, um dort womöglich Chancen auf ein ganz anderes Leben – ein *modern life* – zu finden (siehe oben 6.1.2).

6.3.5 Unfriedliche Beziehungen in Bo Town – und darüber hinaus

Das gesammelte empirische Material liefert keine Grundlage, von der aus darauf geschlossen werden könnte, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen samt den Unterschieden, die im Vergleich zu Kwelu sichtbar werden, für sierra-leonische Städte und Dörfer generell verallgemeinerbar sind. Andererseits lassen sich aber auch keine Hinweise ausmachen, die gegen eine Verallgemeinerbarkeitsvermutung sprechen würden: Meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner haben nicht ein einziges Mal auch nur angedeutet, dass *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer in anderen sierra-leonischen Städten nicht oder in anderer Weise verroht seien als die in Bo Town. Da meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner in vielen Fällen in Kontakt mit Verwandten in anderen Landesteilen standen und/oder in der Nachkriegszeit bereits in andere Landesteile gereist waren und/oder selbst erst in der Nachkriegszeit nach Bo Town gekommen waren,⁴⁶ gehe ich davon aus, dass sie mir solche Hinweise gegebenenfalls hätten geben können – zumal meine breit angelegten Interviewfragen nach dem Frieden und nach Friedensgefährdungen in Sierra Leone solche Hinweise wohl kaum von vornherein unterdrückt haben können. Auch in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zur Nachkriegszeit lassen sich keine Hinweise ausmachen, die gegen eine Verallgemeinerbarkeitsvermutung sprechen würden, im Gegenteil: Auf Basis einer 2007er Feldforschung in Sierra Leones drittgrößter Stadt Makeni beschreibt Michael Bürge eine Wahrnehmung von *bike riders*, die mit den hier für Bo Town geschilderten Verrohtheitszuschreibungen nahezu identisch ist:

»Okadamen [eine alternative Bezeichnung für *bike riders*, die auch in Bo Town üblich ist, Anm. A.M.] were depicted as being rude, law-breaking, and criminal – an attitude mainly traced to their past or history as fighters during the war. Their activities and their income from riding were considered unfavorable to the development of the country, as they were not sustainable. Not going to school, not working properly, not attending mosque or church, spending money on useless things, causing accidents, consuming drugs and alcohol, and impregnating girls, they did not live a good life as responsible citizens of the country.« (Bürge 2011: 61-62)

46 | Zu den diversen Herkunftsorten meiner nicht aus Bo Town stammenden Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner und zu den Zeitpunkten ihrer Ankunft in Bo Town gebe ich, soweit bekannt, in der Auflistung im Anhang Auskunft.

Bürges direkte Interviewzitate würden sich in vielen Fällen geradezu mit den Aussagen meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner austauschen lassen:

»One of the dominant arguments brought up by people who criticized and stigmatized okadamen's engagements was their presumed past as excombatants, a past that was claimed to be still inside those men: ›They are still rebels. They have their inner habits. They don't respect others' rights and lives. How can somebody ask that others respect his rights and his life, if he doesn't care?« (Collin, a journalist in Makeni).« (Bürge 2011: 65)

Auch habe ich keinerlei Hinweise darauf finden können, dass die Gewaltbereitschaften, die einige wenige ›gefährliche junge Männer‹ mir gegenüber eingeräumt haben, ganz speziell nur in Bo Town anzutreffen sind. Die Inhalte dieser Gewaltbereitschaften – ihre Ausrichtung auf den eigenen sozioökonomischen Aufstieg oder zumindest auf Linderung der eigenen Misere – stimmen vielmehr exakt mit den Inhalten überein, die Christensen und Utas (2008) für diejenigen schildern, die sich im 2007er Wahlkampf in Freetown in die *task forces* von SLPP und APC rekrutieren ließen (siehe oben 6.1.4).

Dass gerade in kleinen Dörfern wie Kwelu in Vertrautheit oder zumindest Bekanntschaft miteinander gelebt wird, so dass Bedrohungen in erster Linie von außerhalb der Dorfgemeinschaft erwartet werden, stellt zudem einen Unterschied zu urbanen Verhältnissen dar, der sich mit hoher Plausibilität für ganz Sierra Leone verallgemeinern lässt. Wie am Beispiel des sehr viel größeren ›Diamantendorfs‹ Ngolu deutlich wird (siehe oben 6.1.6), muss die unfriedensrelevante Trennlinie zwischen städtischen und dörflichen Verhältnissen allerdings mit Vorsicht gezogen werden. Weder herrschte in Ngolu dieselbe (vorgeschriebene) dorfgemeinschaftliche Einigkeit wie in Kwelu, noch kann aufgrund der Präsenz fremder Diamantenschürfer für Ngolu davon ausgegangen werden, dass alltägliche Interaktionen im gleichem Maße wie in Kwelu als voraussehbar und unbedrohlich angesehen werden.

Vor diesen Hintergründen lässt sich die Verallgemeinerbarkeitsvermutung als begründete Hypothese formulieren: In Sierra Leone werden demnach ›gefährliche junge Männer‹, die vor allem in den Städten anzutreffen sind, von den Wachsamern generell für gewaltbereit gehalten und unter Exkombattanten-Verdacht gestellt – wobei sie jedoch weder notwendigerweise tatsächlich gewaltbereit noch notwendigerweise tatsächlich Exkombattanten sind, dafür aber auch selbst mit zu den Wachsamern gehören. Eine ›Stadt‹ ist in dieser Hypothese in unfriedensrelevanter Hinsicht dadurch definiert, dass nicht alle Einwohnerinnen und Einwohner einander persönlich kennen, dass ›gefährliche junge Männer‹ und insgesamt Fremde zum alltäglichen Leben dazugehören und dass der Ästhetik der Gefährlichkeit somit Raum zur Entfaltung gegeben ist. Ein ›Dorf‹ zeichnet sich in unfriedensrelevanter Hinsicht hingegen dadurch aus, dass Fremde eine Seltenheit darstellen, dass als verroht angesehene Lebensweisen gar nicht erst

geduldet werden und dass die Ästhetik der Gefährlichkeit im Umgang der Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner untereinander durch Vertrautheit oder zumindest Bekanntschaft miteinander ausgehebelt ist.

Diese Verallgemeinerbarkeitshypothese wird auch in der empirisch modifizierten Prozessvorstellung aufgegriffen und fortgeführt, die im nachfolgenden Kapitel 7 nun zunächst vorbereitet und dann ausformuliert wird.

